



Die Marinebrigade von Loewenfeld

Freikorpsgeschichte und Deutungsvormacht

René Hoffmann

René Hoffmann
Die Marinebrigade von Loewenfeld

René Hoffmann

Die Marinebrigade von Loewenfeld

Freikorpsgeschichte und Deutungsvormacht

F Frank & Timme
Verlag für wissenschaftliche Literatur

Umschlagabbildung: Collage aus „Erster Aufstand in Oberschlesien, Gefecht am Bahnhof in Myslowitz/Oberschlesien, August 1919“ © SZ Photo/Süddeutsche Zeitung Photo; „Fregat-tenkapitän von Loewenfeld“, Portraitfoto, Quelle: Kameradschaft der 3. Marine-Brigade: Die 3. Marine-Brigade v. Loewenfeld 1919/1920, Plön am See 1963; „Straßenschild Loewenfeldstraße, Bottrop-Kirchhellen“, Aufnahme des Verfassers.

ISBN 978-3-7329-0830-1

ISBN E-Book 978-3-7329-9130-3

ISSN 1860-1960

© Frank & Timme GmbH Verlag für wissenschaftliche Literatur
Berlin 2023. Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Herstellung durch Frank & Timme GmbH,
Wittelsbacherstraße 27a, 10707 Berlin.

Printed in Germany.

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

www.frank-timme.de

*Humanas actiones non ridere,
non lugere neque detestari,
sed intellegere studui.*

*Ich habe mich bemüht,
menschliche Handlungen nicht zu belachen,
nicht zu betrauern und nicht zu verabscheuen,
sondern zu verstehen.*

Baruch de Spinoza

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	9
1 Die 3. Marinebrigade von Loewenfeld	15
1.1 Woher sie kamen: Erfahrungshintergründe der Marine-Freiwilligen	15
1.2 Der beargwöhnte Vorläufer: Die Brigade der Deck- und Unteroffiziere	45
1.3 Die Formierung der 3. Marinebrigade	61
1.4 Einsatz bis März 1920	85
1.4.1 Berlin	85
1.4.2 Oberschlesien	96
1.5 Brigade und Kapp-Putsch	118
1.5.1 Breslau	123
1.5.2 Kiel	141
1.6 Der letzte Auftrag	156
1.7 Auflösung	190
1.8 Nachwirkungen	208
1.9 Der Weg des Kommandeurs	224
1.9.1 Reichsmarine, Entlassung und dauerhafte Kaltstellung ..	227
1.9.2 Überlegungen zur Person	248
2 Entwicklung und Durchsetzung eines Geschichtsbildes	259
2.1 Darstellungen und Wertungen	259
2.2 Juristische Nachwirkungen	278
2.3 Hinterfragungen	298
2.4 Eine Stadt und die Erinnerung 1920–1970	334
2.5 Die landesweite Skandalisierung eines Provinzereignisses	342
Zusammenfassung	357

ANHANG

Ergänzungen	365
Gründungs-Werbeaufwurf Marinefreikorps von Loewenfeld	365
Anekdotisches: Die merkwürdigen Angelegenheiten des Bürgermeisters Emil Schmitz	367
Angaben zu Quellen und Literatur	373
A. Ungedruckte Quellen	374
B. Gedruckte Quellen	379
C. Literatur	383
D. Zeitschriften, Zeitungen	386
E. Elektronisch eingesehene Materialien	387
Verzeichnis der verwendeten Abkürzungen	391
Anmerkungen	401
Register	461
Personenregister	461
Ortsregister	470
Sachregister	475
Bildnachweise	479

Einleitung

Die 3. Marinebrigade von Loewenfeld stand in der Wahrnehmung bisher im Schatten der aufgrund ihrer maßgeblichen Beteiligung an dem als „Kapp-Putsch“ bekannt gewordenen, mißglückten Berliner Putschversuch vom März 1920 weitaus bekannteren 2. Marinebrigade unter Führung von Hermann Ehrhardt. Tatsächlich hatte jedoch der Verband des Wilfried von Loewenfeld eine mindestens vergleichbare Bedeutung wie die bekanntere Wilhelmshavener Schwesterbrigade. So kam auch Wilhelm Canaris in Kiel über Wilfried von Loewenfeld erstmalig mit den entstehenden Freikorps in Kontakt, er wurde dann zu einer der wichtigsten Drahtzieher im Hintergrund und zu einer Schlüsselfigur der unmittelbaren Nachkriegsjahre. Die Brigade spielte während des politischen Umbruchs in Deutschland im Anschluß an die Kriegsniederlage von 1918 seit ihrer Aufstellung im Frühjahr 1919 an verschiedenen Stellen des Reichsgebietes eine herausragende Rolle bis zu ihrem letzten Einsatz im Rahmen der militärischen Niederschlagung des sogenannten Roten Ruhraufstands im März/April 1920. Wilfried von Loewenfeld war Kommandeur der im Februar 1919 in Kiel aufgestellten Brigade, die zuletzt im Frühjahr 1920 in die Kämpfe zur Niederwerfung des Aufstands im nordwestlichen und mittleren Ruhrgebiet entscheidend eingriff. Die Brigade wurde in der Zeit ihres Bestehens von März 1919 bis Mai 1920 auf Befehl der Reichsregierung vorrangig eingesetzt gegen bewaffnete Aufrührer bzw. verfassungsfeindliche Gruppierungen. Während und im Gefolge von Kämpfen unter Bürgerkriegsbedingungen kam es auf beiden Seiten zu teilweise schweren Übergriffen gegen tatsächliche oder vermutete Beteiligte der jeweiligen Gegenseite, gegen Soldaten der 3. Marinebrigade wurden insbesondere im Zusammenhang der Niederschlagung des Ruhraufstands schwere Vorwürfe erhoben.

Da sehr wichtige Unterscheidungsmerkmale für die 3. Marinebrigade darin zu sehen sind, daß diese als einer von insgesamt nur drei Freiwilligen-Verbänden unter dem Schirm der Marine bestand und von einem aus dem Admiralstabsdienst kommenden Seeoffizier gegründet und kommandiert wurde, die Initiatoren wie der weitaus überwiegende Teil der Angehörigen aus der Kaiserlichen

Marine kamen, und von diesen wiederum die meisten nach der Auflösung des Freikorps in die neu formierte Reichsmarine der Republik übergangen, erfolgt zunächst eine eingehende Analyse relevanter marinespezifischer Hintergründe zu den mitgebrachten Erfahrungen und Motivationen der weitaus meisten Angehörigen und prägenden Köpfe der Brigade. Mit der Verbandsgeschichte der 3. Marinebrigade wird eine Forschungslücke geschlossen, wobei mit der eingehenden Erforschung der Geschichte eines der wichtigsten Freikorps, diese eingebettet in eine möglichst umfassende Darstellung insbesondere auch der emotional bzw. psychologisch wirkmächtigen Hintergründe und Abläufe, ein differenzierteres Verständnis der Geschichte der Freikorps insgesamt ermöglicht werden soll.

Die unmittelbar nach dem Ende des Ersten Weltkriegs in Deutschland herrschenden bürgerkriegsähnlichen Zustände fanden im Ruhrgebiet im Frühjahr 1920 mit der bewaffneten Erhebung der „Roten Ruhr-Armee“ im Gefolge des gescheiterten „Kapp-Putsches“ in Berlin einen ihrer blutigsten Höhepunkte. Die von beiden Seiten mit großer Härte geführten Kämpfe fanden in der Folgezeit eine Fortsetzung in heftigen propagandistischen Auseinandersetzungen um Darstellung und Deutung des Geschehens. Diese Auseinandersetzungen sind seither nie völlig zur Ruhe gekommen, wobei selten bedacht argumentativ, dafür umso heftiger rhetorisch vorgegangen wird. Eine Analyse des seitherigen Umgangs mit den Geschehnissen und den militärischen Akteuren in Erinnerungskultur und fachlicher Auseinandersetzung, sowohl auf nationaler wie regionaler Ebene, ist ein wesentlicher Bestandteil der Untersuchung. Eine umfassende Darstellung oder Bewertung revolutionärer Ereignisse ist dabei nicht beabsichtigt. Die Darlegungen dazu erfolgen vielmehr zur Erhellung gruppenspezifischer Handlungszwänge und wesentlicher wahrnehmbarer Erfahrungen, nachvollziehbarer Folgerungen und möglicher Erwartungen oder Befürchtungen, durch die sich derjenige Personenkreis, der den wesentlichen Gegenstand der Untersuchung bildet, in den eigenen Motivierungen, Entschlüssen und Handlungen herausgefordert oder aufgerufen und bestätigt fühlen konnte. Daß andere Individuen einzeln oder in der Gruppe durch anders gewichtete Wahrnehmungen und Empfindungen zu anders gelagerten Motivierungen, Entschlüssen und Handlungen gelangen und sich darin in ähnlicher Weise herausgefordert oder aufgerufen und bestätigt fühlen konnten, wird weder bezweifelt noch bewertet.

Bei vielen Publikationen zu den Freikorps ebenso wie zum Aufstand der Roten Ruhr-Armee ist Voreingenommenheit der jeweiligen Verfasser nicht zu übersehen. Einige dieser Publikationen konnten in der öffentlichen Wahrnehmung der historischen Vorgänge und Akteure erhebliche Wirkung entfalten. Wie aber wurde eine inzwischen teilweise schon an Kriminalisierung erinnernde monoperspektivische Darstellung einer sechsstelligen Zahl von im Regierungsauftrag handelnden Soldaten als dominierendes Geschichtsbild durchgesetzt im journalistischen und wissenschaftlichen „mainstream“, und welche Rolle spielten dabei die 3. Marinebrigade und eine Stadt im Ruhrgebiet?

Der ursprüngliche Auslöser des wissenschaftlichen Interesses waren irritierende, in regelmäßigen Intervallen wiederkehrende und außerordentlich heftige Auseinandersetzungen um die Benennung einer Seitenstraße im Stadtbezirk Kirchhellen der Ruhrgebietsstadt Bottrop. Die zu beobachtenden Geschehnisse rund um die dortige „Loewenfeldstraße“ spiegeln als „Spitze des Eisbergs“ eine allgemeine geschichtspolitische Entwicklung auf lokaler Ebene, wobei die politische Instrumentalisierung der historischen Thematik schon an der Heftigkeit der Auseinandersetzungen erkennbar ist. Daraus ergibt sich bereits die Annahme, daß die Wahrnehmung der Thematik weniger durch einen wissenschaftlich-sachlichen Blick als vielmehr durch politische Vorprägungen der öffentlichen Meinung bestimmt wird. Bei einem Blick in die jüngere Stadtgeschichte wird deutlich, daß die Auseinandersetzungen ihren Ausgang nahmen anlässlich eines zunächst vollkommen nebensächlich erscheinenden Ereignisses im Jahre 1970, einem fast schon skurril anmutenden Treffen einer Handvoll alter Männer. Diesem Treffen wurde, ausgehend von Universitätsstädten weit außerhalb der Region, eine herausragende, auf die nationale Ebene gehobene, negativ konnotierte Bedeutung zugewiesen. Hier wird aus Irritation die Vermutung, einem inszenierten Symbolkampf, einer weit über den örtlichen Rahmen hinausdeutenden geschichtspolitischen Wegmarkierung von erheblicher Bedeutung gegenüber zu stehen. Die Vorgänge um die Benennung einer Nebenstraße in einem Außenbezirk einer Ruhrgebietsstadt spiegeln seit den 1970er-Jahren eine auf die übergeordnete Thematik der Geschichte der Freikorps insgesamt bezogene, sowohl politische als auch wissenschaftliche Auseinandersetzung über eine angemessene Deutung der damaligen Ereignisse. In der Stadt wurde eine von der nationalen Ebene in die Region und wieder zurück

ausstrahlende, andauernde öffentliche Auseinandersetzung seit 1970 maßgeblich bestimmt durch direktes wie indirektes Eingreifen von außen durch einen kleinen Kreis von Wissenschaftlern, Journalisten und sonstigen Akteuren. Dieser Personenkreis vermochte es, ausgehend von einem banalen Provinzereignis, die öffentliche Darstellung der Freikorps ebenso wie des Ruhraufstandes seither insgesamt entscheidend in seinem Sinne zu prägen. Gut vernetzten Autoren, Interpreten und Aktivisten gelang es, auf Rezeption und Historiographie in erheblicher Weise einzuwirken, und damit die Wahrnehmung von Ereignissen und Akteuren im öffentlichen Diskurs weitgehend zu bestimmen.

In der historischen Forschung existiert wirkliche Neutralität nur als unerreichbar anzustrebendes Ideal, da kein Historiker sich selbst als wirklich neutrale Instanz begreifen kann. „Aber die Objektivierung darf vor dem Objektivierenden, dem Forscher, nicht halt machen. Er ist selbst Teil des Spiels, und nur, wenn er sich in die Objektivierungsarbeit einbezieht, wird er zu angemessener Erkenntnis kommen können.“¹ Aus der nüchternen Erkenntnis der unausweichlichen Vorprägung durch die eigene Sozialisation erwächst die Verpflichtung zu bestmöglichem Bemühen um wissenschaftliche Neutralität. Aus dieser grundsätzlichen Überlegung ergibt sich allerdings auch ein weiterer wesentlicher Arbeitsschritt zur hier gegebenen Thematik. Während nämlich einerseits eine eindimensionale „Personen-machen-Geschichte“ Vorstellung der Historiographie inzwischen als weitgehend überholt angesehen wird, bleibt im Gegensatz dazu andererseits ein „Personen-bestimmen-die-Darstellung“ als weitgehend unreflektiertes Faktum bestehen. Dieses Problem stellt jedoch einen wesentlichen Aspekt zur Entschlüsselung der aufgezeigten Fragestellung dar und bedingt daher, soweit möglich, auch eine „Hinterfragung der Hinterfrager“. Mehr noch als mit der Verbandsgeschichte der 3. Marinebrigade wird an diesem Punkt unter den aufgezeigten Schwerpunktsetzungen und Gewichtungen auch wissenschaftlich bisher nicht „kartographiertes“ Neuland betreten. Ausgehend von der Hypothese, daß die Wahrnehmung der Thematik weniger durch einen nüchternen, wissenschaftsorientierten Blick, als vielmehr durch Vorverurteilungen und Voreingenommenheiten maßgeblicher Wissenschaftler und sonstiger Autoren geprägt ist, werden im Hinblick auf inzwischen dominierende Deutungsmuster auch Motivationen und persönliche Konstellationen von für die Rezeption maßgeblichen Forschern und sonstigen Autoren

hinterfragt und, soweit möglich, in Beziehung zum Untersuchungsgegenstand gesetzt. Der persönliche Hintergrund, die Hinterfragung, genauer und mit den Worten von Hagen Schulze, „die politischen, soziologischen und psychologischen Verkettungen“ der jeweiligen Personen, sind von nicht zu unterschätzender Bedeutung für Verständnis und Einordnung gängiger Deutungsmuster zu den Freikorps. Verweise auf psychoanalytische Denkansätze erfolgen dabei nicht etwa zum Zweck der Pathologisierung der betreffenden Person, sondern um den Zugang zu erweitern – neue Blickachsen zu eröffnen – auf individuelle Bedingungen der Genese wirkmächtiger Deutungsversuche in deren spezifischen Hervorhebungen und Unterlassungen oder ihren blinden Flecken. Der Verfasser ist sich bewußt, daß den von ihm angedeuteten psychoanalytischen Erklärungsmustern kein höherer Stellenwert gegenüber anderen Deutungsansätzen zukommen kann, sondern sich diese im wissenschaftlichen Diskurs in Frage stellen und, wie Hans-Jürgen Wirth hervorhob, auf dem „Markt der konkurrierenden Interpretationen“ zu behaupten haben.²

Am Beispiel einer in beiden deutschen Staaten zielgerichtet konzertierten und medial begleiteten Aktion eines kleinen Kreises von Wissenschaftlern und Journalisten um den Sozialhistoriker Erhard Lucas in der westfälischen Provinz im Jahre 1970 wird aufgezeigt, wie es einigen gut vernetzten Aktivisten gelang, ausgehend von der prägenden Inszenierung eines zu nationaler Bedeutung hochstilisierten öffentlichen Konfliktes um ein bis dahin kaum beachtetes örtliches Veteranentreffen, dauerhaft auf Rezeption und Historiographie der Freikorps-thematik in erheblicher Weise einzuwirken, und schließlich die Wahrnehmung von Ereignissen und Akteuren im öffentlichen Diskurs weitgehend zu bestimmen. Der Vorgang bildete die sichtbare Spitze einer wichtigen Etappe des Weges zu einer Deutungsverschiebung über die historischen Abläufe der Jahre 1919/20 bis zu einem Paradigmenwechsel zur Durchsetzung einer einseitigen, politisch prädisponierten Darstellung und Deutung der Geschichte der Freikorps und des Ruhraufstands von 1920 im öffentlichen Raum.

Mit seiner Arbeit begibt sich ein Historiker immer wieder auf eine faszinierende innere Zeitreise. All jenen, die mir auf dieser neuen Reise in kaum kartiertes Gelände hilfreich zur Seite standen, die den Weg teilweise sogar mitgingen, gilt mein besonderer Dank, denn ohne sie wäre das Abschreiten des Weges nicht

möglich gewesen. Freundlich interessierte Nachfragen von den unterschiedlichsten Seiten auch zu vermeintlichen Nebensächlichkeiten waren immer wieder Ansporn zu kritischer Überprüfung und weitergehender Recherche.

Mitarbeiter unterschiedlichster Archive gewährten wieder eine interessierte Hilfsbereitschaft, die in vielen Fällen über ein normalerweise zu erwartendes Maß deutlich hinaus ging. Archivmitarbeiter teilten die Begeisterung des Verfassers über wichtige Funde aus lange übersehenen Aktenbeständen, gaben wichtige Hinweise oder halfen sogar mit eigenen Nachforschungen. Liebenswertig freundliche Mitarbeiter reichten bereitwillig die hilfreiche Hand, von großen Archiven wie in Berlin oder Freiburg über Mürwik und Bückeberg bis zum Bottroper Stadtarchiv, um nur einige zu benennen. Freunde und Bekannte gaben in unzähligen Gesprächen wichtige Anregungen und Hinweise zu regionalen Besonderheiten und sorgten auch immer wieder für die notwendige „Erdung“ mit der Einforderung schlüssiger und allgemein verständlicher Argumentation. Aus der Bottroper Bürgerschaft wurde die Arbeit mit immer wieder neu aufmunterndem Interesse verfolgt, so mancher Hinweis und Denkanstoß auch aus Alltagsgesprächen „im Vorbeigehen“ floß in die Arbeit ein.

Die wichtigsten Begleiter über die gesamte Dauer dieser langen Reise waren wiederum meine Frau und die Familie. Allen Genannten wie Ungenannten gilt an dieser Stelle mein herzlichster Dank.

1 Die 3. Marinebrigade von Loewenfeld

1.1 Woher sie kamen: Erfahrungshintergründe der Marine-Freiwilligen

Im Dezember 1918 hatte sich in der Reichshauptstadt an dem desaströsen Verlauf der als „Berliner Weihnachtskämpfe“ in die Annalen eingegangenen Versuch, die Erhebung der Volksmarinedivision unter Kontrolle zu bringen, in dramatischer Weise gezeigt, daß mit den unmittelbar im Gefolge des Zusammenbruchs neu entstandenen republikanischen Einheiten im Wortsinne kein Staat zu machen war. Die heimkehrenden Fronttruppen des Jahres 1918 dürften dem militärpolitischen Ideal einer Volksmiliz, wie sie sich auch die Mehrheitssozialisten vorgestellt hatten, so nahe gewesen sein wie nie zuvor. Die nun für einen kurzen historischen Moment gegebene Chance eines Neuanfangs unter dieser Prämisse zur Formierung des zwingend erforderlichen bewaffneten Arms der schwachen Staatsgewalt hatte man jedoch ungenutzt verstreichen lassen oder gleich aktiv sabotiert. Schließlich standen dann nur die seit November 1918 an vielen Orten in Deutschland und in den noch von deutschen Truppen besetzten Gebieten im Osten neu aufgestellten Freiwilligenformationen, die Freikorps, als kurzfristig tatsächlich einsatzbereite und kampfkraftige Truppen zur Verfügung der schwachen Reichsregierung. „Es ist ein atemberaubendes Phänomen, daß, nachdem das Heimat- und Frontheer größtenteils auseinandergelaufen oder zu der extremen Linken übergegangen war, nach vier Jahren Krieg Tausende von Soldaten und Offizieren in den Freikorps noch einmal – und zwar freiwillig – ihr Leben aufs Spiel setzten.“¹ schrieb Winfried Martini dazu. Ernst von Salomon charakterisierte einen idealisierten Typus des Freikorpskämpfers als den wichtigsten prägenden Typus der Nachkriegsphase, da dieser eben, „mit allen seinen Eigenschaften den für die Entwicklung im Nachkrieges maßgebenden Typus Mensch“ vertrete, „mögen diese Eigenschaften in der verschiedenen Wertung gut oder schlecht genannt werden“.²

Jedes der Freikorps führte ein Eigenleben, es gab zwischen den verschiedenen Verbänden erhebliche Unterschiede. Die drei aus der Kaiserlichen Marine hervorgegangenen Freiwilligenverbände nehmen dabei eine erkennbare Sonderstellung ein. Diese drei Marinebrigaden sind zunächst nach den selben von Matthias Sprenger benannten Grundprinzipien einzuordnen wie alle übrigen mobilen militärischen Freiwilligenverbände der unmittelbaren Nachkriegszeit 1918–1920, mit mindestens anfänglicher Unterstützung der Reichsregierung, von dieser zur Aufrechterhaltung der Ordnung im Inneren wie zur Abwehr von Bedrohungen von außen angeworben und unterhalten, nach dem militärischen Prinzip von Befehl und Gehorsam organisiert, und im Gegensatz zu regulären Heeres- oder Marineverbänden in hohem Maße auf eine starke Führerpersönlichkeit ausgerichtet.³ Die Verbände bestanden von Beginn an unter dem organisatorischen und logistischen Dach der Marine, die weitaus meisten ihrer Angehörige waren aus der Kaiserlichen Marine gekommen. Angehörige der vormaligen Kaiserlichen Marine waren in ihrer persönlichen Einsatzbereitschaft in den sich unter dem Schirm der Marine formierenden Freiwilligenverbänden auch durch bewußt oder unbewußt wirksame, marinespezifische Erfahrungshintergründe bestimmt, aufgrund deren sie innerhalb des Freiwilligenwesens insgesamt eine über den bereits deutlich unterscheidbaren organisatorischen Rahmen noch hinausgehende Sonderstellung einnahmen. Es erfolgen daher an dieser Stelle, ohne Anspruch auf Vollständigkeit, Darlegungen zu einigen wesentlichen, für die hier gegebenen Fragestellungen relevanten Problemen und Erfahrungen aus der jüngeren Geschichte der Kaiserlichen Marine.

Die psychische Verfassung der Marineangehörigen war 1918 weit vielschichtiger betroffen, als dies mit Blick auf den häufig offen bekundeten Gedanken eingeräumt wurde, wonach man sich in der Pflicht sah, eine Art Wiedergutmachung zu leisten für die empfundene Schande, daß der Umsturz innerhalb der eigenen Teilstreitkraft ausgelöst worden war. Ohne Zweifel lastete die „Schmach“ der Novemberrevolte schwer auf vielen Marineangehörigen, insbesondere auf Offizieren. Allerdings hatte es sich dabei nur um eine, wenn auch die besonders schmerzliche letzte der Anschuldigungen und unangenehmen Wahrheiten gehandelt, mit denen sich die Marine in ihrer Gesamtheit konfrontiert sah. Mögliche und dabei zumindest nicht völlig grundlose

Vorwürfe an die Marine konnten weit früher angesetzt werden als an den Ereignissen des November 1918. Die Wahrnehmung marinespezifischer Mißstände war keineswegs auf die Marine beschränkt, was neben anderem eine Ursache auch in den seit Jahrzehnten bestehenden und zum Teil recht bissigen Rivalitäten zwischen Heer und Marine hatte. Die Marineoffiziere, vom Heeresoffizierkorps zunächst eher herablassend belächelt und kaum ernst genommen, hatten während der wilhelminischen Ära eine beargwöhnte Sonderstellung eingenommen. Dies nicht allein wegen der offenkundigen Begeisterung des Kaisers für die Seefahrt, sondern auch wegen des ihnen anhaftenden Ruchs von Emporkömmlingen. Schon aufgrund der Erfordernisse einer hochtechnisierten Waffengattung war der Anteil der Offiziere bürgerlicher Herkunft in der Marine weit höher als im Heer. Ein giftiger Gegensatz zwischen den Offizieren zeigte sich, als es bereits im Moment des Kriegsendes aus der Obersten Heeresleitung (OHL) heraus Versuche gab, die Hauptschuld am Kriegsausgang der Marine in die Schuhe zu schieben. Oberstleutnant Alfred Niemann, der letzte Flügeladjutant Wilhelms II., meinte, zum Programm der OHL habe auch gehört, den Glauben an die Unfehlbarkeit des Generalstabs im Volk zu erhalten, und zitierte dazu eine Äußerung General von der Schulenburgs vom 9. November: „Unter unseren Leuten wird die Parole unter allen Umständen ziehen, daß ihre Schwesterwaffe, die Marine, mit jüdischen Kriegsgewinnlern und Drückebergern ihnen in den Rücken gefallen ist.“⁴

Abgesehen von der grundsätzlichen Fragwürdigkeit der allzu opportunen Schuldzuweisungen ließen es bereits die Zeitgenossen auch in dieser Frage an der notwendigen Differenzierung gegenüber der Kaiserlichen Marine fehlen, denn Ursache und Fokus von Ärger und Mißtrauen waren dort recht eindeutig einzugrenzen. Die Hochseeflotte war es gewesen, von deren Schiffen die Meutereien und Revolten ihren Ausgang genommen hatten, Torpedoboot- und U-Boot-Flottillen waren wenig bis gar nicht betroffen. Während U-Boot-Fahrern unverändert allgemein größte Anerkennung bis hin zu regelrechter Verehrung zuteil wurde, übertrug sich doch das entstandene negative Bild der Flotte auf die gesamte Marine. Die Marine fand sich allerdings nicht erst nach dem Ausbruch der Novemberrevolte mit dem Stigma des Versagens behaftet. Die äußerst kostspielige Flottenkonzeption der Vorkriegszeit hatte sich nicht wie erwartet bewährt. Das vom Kaiser massiv unterstützte Tirpitz-Konzept ei-

ner auf Großschiffe gestützten Hochseeflotte hatte, wiewohl gewichtige Gründe für seine Realisierung angeführt werden konnten, in der Vorkriegszeit heftige innenpolitische Kontroversen verursacht und immense Summen verschlungen. Die Marine war finanziell gegenüber dem Heer zeitweise massiv bevorzugt worden, was die Rivalitäten zwischen den Teilstreitkräften verschärft hatte. Die Kaiserliche Flotte konnte jedoch für ihren schließlichen Hauptgegner des Krieges, die Royal Navy, zu keinem Zeitpunkt ein ebenbürtiger Gegner sein. Dies war in den Jahren vor dem Krieg so offenkundig wie unbestritten gewesen, folgerichtig hatte eine Herausforderung Englands auch gar nicht in den defensiven Absichten der Tirpitz-Konzeption gelegen. Diese hatte, zumal zum Zeitpunkt ihrer Formulierung, weit eher die mögliche Feindschaft Rußlands und Frankreichs in Rechnung gestellt: „Der Plan einer deutschen Schlachtflotte ist noch ohne Gedanken an einen Krieg mit England gefaßt worden. Es wäre politisch wie strategisch hirnverbrannt erschienen, die Möglichkeit eines späteren Angriffs auf England zu erwägen“,⁵ meinte Alfred von Tirpitz, und der seefahrtbegeisterte Kaiser hatte, wie Hellmut Diwald hervorhob, „mehrfach und mit großem Ernst“ davor gewarnt, auf See eine unmittelbare Rivalität mit England anzustreben, denn: „Das ist das Einzige, wozu wir niemals stark genug sein werden.“⁶ In den Vorkriegsjahren hatte die Stärke der Kaiserlichen Flotte dann aber immerhin diejenigen Kräfte in London im Zaum halten können, die in einem Piratenakt die deutschen Seestreitkräfte vorsorglich bereits im Frieden hatten vernichten wollen. Diwald schrieb, der erste Seelord, Admiral John Fisher, habe sich gemeinsam mit Admiraltätslord Arthur Hamilton Lee beim König energisch dafür eingesetzt, die deutsche Flotte im Frieden zu überfallen und zu vernichten, sie zu „copenhagen“, und das „lieber früher als später“, ehe sie zu groß würde.⁷

Während des Krieges hatte die Flotte dann den nicht eben geringen Verdienst gehabt, britische Planungen für einen Einbruch in die Ostsee und eine Vereinigung mit der russischen Flotte vereitelt zu haben; ein britischer Erfolg hätte das Kaiserreich von den überlebenswichtigen Einfuhren aus Skandinavien abgeschnitten. In Bezug auf später im Raum stehende Vorwürfe, die in der wilhelminischen Flottenpolitik eine wesentliche Ursache der Gegnerschaft Englands erkennen wollten, meinte Tirpitz 1919 ahnungsvoll, daß, wenn sich ein derartiges Bild in den Köpfen der Deutschen festsetze, man darin zunächst

die Regel bestätigt sehen könne, daß der Sieger die Geschichte schreibe, während der Besiegte sie in diesem Falle fälschen werde, „um der angelsächsischen Weltherrschaft in seinem historischen Gewissen huldigen zu können“.⁸ Entsprechende Behauptungen fußten denn auch weit eher auf propagandistischen Formeln, mittels derer von den massiven wirtschaftlichen Beweggründen des Kampfes um Marktbeherrschung für den britischen Kriegseintritt abgelenkt wurde. Das grundsätzliche Manko der Kaiserlichen Marine lag darin begründet, daß sie zwar zweifellos über die zweitstärkste Schlachtflotte der Welt nach der Royal Navy verfügte, daß es für sie aber kein nennenswertes, etwa dem Schlieffen-Plan vergleichbares strategisches Konzept für den Einsatz in einem möglichen Kriege gab. Wesentliche Ursachen für dieses schwerwiegende Manko waren Unsicherheiten und Illusionen über die zu erwartende Rolle der Briten in einem kommenden Krieg gewesen. Als der Krieg dann schließlich Realität war, operierten Heer und Marine weitgehend bezugslos nebeneinander her. Die gegebene Möglichkeit, den Krieg bereits frühzeitig zugunsten des Kaiserreichs zu entscheiden, wurde auch aufgrund des nahezu vollständigen Fehlens von Koordination zwischen den beiden Teilstreitkräften verspielt. Die Marneschlacht hätte bei entsprechender Kommunikation mit einem umfassenden deutschen Sieg enden können, da die Kaiserliche Marine durchaus im Stande gewesen wäre, die englischen Verstärkungen über den Kanal zu unterbinden. Werner Rahn wies auf den verhängnisvollen Mangel an Koordination in der deutschen Kriegsführung hin, der zur Folge hatte, daß, so Rahn, „während das Heer im Westen an der Marne die Entscheidung suchte und sich dabei auch mit dem britischen Expeditionskorps auseinandersetzen musste“, die Hochseeflotte nichts unternahm, um die Nachschublinien des Gegners im Ärmelkanal anzugreifen; da es keine übergeordnete operative Planungskonzeption von Heer und Marine gab, blieben auch die Unterstützungsforderungen des Heeres aus.⁹

Beachtenswerte Erfolge der Marine während des Krieges wurden als selbstverständlich empfundene Gegebenheiten kaum wahrgenommen. So verhinderte die Marine ebenso dauerhaft eine denkbare Landung der Entente an der deutschen Nordseeküste, wie sie dauerhaft den Zugang zur Ostsee blockierte. In der Ostsee war die Kaiserliche Marine während des gesamten Kriegsverlaufes unangefochten „Herr im Hause“, die für das Reich lebens-

wichtigen dortigen Versorgungswege waren zu keiner Zeit gefährdet.¹⁰ Vor diesem Hintergrund kam auch der in neuerer Zeit oft als für den Kriegsverlauf leichthin eher nebensächlich dargestellten Skagerrak-Schlacht eine nicht zu unterschätzende Bedeutung zu, wenn auch dabei ein wirklicher Durchbruch zur Erzwingung eines Friedensschlusses vollkommen außerhalb der Reichweite lag: „Die deutsche Flotte hatte ihrem Gefängniswärter ein dickes blaues Auge verpaßt, aber da die Fernblockade fortbestand, blieb sie weiter im toten Winkel eines toten Meeres gefangen“,¹¹ schrieb Jürgen Mirow, was zunächst nach einem in der Tat insgesamt wenig bedeutsamen Ereignis klingt. Es gehört jedoch auch nicht viel Wagemut zu der Hypothese, daß das Kaiserreich nach einem ungünstigeren Ausgang dieser Seeschlacht mit einem darauf folgenden Vordringen der Royal Navy in die Ostsee den Krieg nur noch wenige Monate hätte weiterführen können, wie Mirow dann weiter anmerkte.¹² Ebenso wurde in der Ostsee einer der Hauptversorgungswege für das zaristische Rußland komplett blockiert, was maßgeblich zum russischen Zusammenbruch beitrug.¹³ Die Flotte konnte den Engländern also immerhin den für das Kaiserreich unweigerlich tödlichen Zugriff auf die Ostsee ebenso wie eine Verbindung der Feindmächte mit Rußland dauerhaft verwehren. Diese Erfolge konnten aber den im allgemeinen Bewußtsein vordringlichen Mißerfolg, die nicht erfolgte Freikämpfung und Sicherung der Nachschubwege über den Atlantik, nicht aufwiegen. Als die erwarteten Seegefechte vor den Küsten ausgeblieben waren, und England sich stattdessen auf die großräumige Blockade des Nordseeraumes verlegte, mußte die kostspielige Waffe versagen vor der Aufgabe der Sicherung der Versorgungswege über den Nordatlantik. Während auf beiden Seiten der Front von den strategischen Erfordernissen einer grauenhaft effizienten Artillerie hoffnungslos überforderte Generalstäbler in geradezu kafkaesk anmutendem Stumpfsinn die ihnen anvertrauten Soldaten immer wieder, Welle um Welle, in schrecklichsten Tod, qualvollste Verstümmelung und Irrsinn trieben,¹⁴ wurde die Versorgungslage des Kaiserreichs mit jedem Monat dramatischer. Im Verlaufe des Krieges zog sich die Flotte jedoch weitgehend in die Häfen zurück, da die Admiralität ein groß angelegtes Unternehmen auf hoher See zur Brechung der britischen Fernblockade des Nordseeraumes angesichts der erdrückenden Übermacht des Gegners von vornherein für aussichtslos hielt.

Mit der Fernblockade hatten die Briten allerdings eine Lage geschaffen, die sich bestenfalls noch in einer rechtlichen Grauzone einordnen ließ. Entsprechend der Seerechtserklärungen von Paris, 18. April 1856, und London, 26. Februar 1909, waren Blockaden zulässiges Mittel, solange sie sich auf feindliche oder feindlich besetzte Häfen und Küsten beschränkten, ausdrücklich erklärt und effektiv ausgestaltet wurden, den Zugang zu den jeweiligen Häfen also auch wirklich versperrten; sie durften zudem nur durch küstennah stationierte Kriegsschiffe ausgeübt werden.¹⁵ Da sich die Briten aber zu einer derartigen Blockade gegenüber Deutschland angesichts der Stärke der Kaiserlichen Hochseeflotte und der Gefahren durch Minen und insbesondere U-Boote nicht in der Lage sahen, wählten sie nunmehr eine Strategie, die mit den anerkannten internationalen Rechtsgrundsätzen nicht mehr in Einklang zu bringen war. Ohne eine Blockade zu proklamieren, wurde der Zugang zur Nordsee über die gesamte Fläche in internationalen Gewässern abgeriegelt, um das Kaiserreich von allen überseeischen Zufuhren abzuschneiden. Was, so Gerhard Granier, im Widerspruch stand „zur Londoner Seerechtsdeklaration, die Großbritannien zwar nicht ratifiziert hatte, die aber in der Einleitung feststellte, dass ihre Bestimmungen im wesentlichen den allgemein anerkannten Grundsätzen des internationalen Rechts entsprachen; sie waren mithin als bindend anzusehen“.¹⁶ Die großräumige britische Blockade betraf nun sämtliche Schiffsbewegungen im Nordostatlantik, also auch alle Schiffe von neutralen Staaten, von denen auch heftig, aber vergeblich protestiert wurde, da der wichtigste vorgeblich neutrale Staat, die USA, es, so Granier, „strikt“ ablehnten, „gemeinsam mit anderen neutralen Ländern für die Aufrechterhaltung des Seekriegsrechtes einzutreten“.¹⁷ Bereits 1912 hatte es im deutschen Admiralstab düstere Vorahnungen zu einem derartigen Szenario gegeben, Stabschef Vizeadmiral von Heeringen hatte prognostiziert: „Wenn der Engländer sich wirklich auf Fernblockade mit konsequenter Zurückhaltung seiner Flotte verlegt, kann die Rolle unserer schönen Hochseeflotte im Kriege eine sehr traurige werden. Dann werden die U-Boote es schaffen müssen.“¹⁸ Wenn auch von Heeringen den von ihm angedachten Einsatz der U-Boote nicht konkretisiert hatte, so traf er doch mit seiner Einschätzung das, wie Wolfgang Michalka meinte, „strategische Kernproblem der deutschen Seekriegführung im Ersten Weltkrieg“.¹⁹

Die U-Boot-Waffe wurde angesichts der britischen Fernblockade mehr und mehr zur ersten Option. Nun konnten die U-Boote dem Gegner zwar durchaus schmerzhaft Verluste beibringen, waren aber, wie sich sehr bald bemerkbar machte, allein keineswegs in der Lage, eine Sicherung der Versorgungswege zu bewerkstelligen, und lieferten zudem den US-amerikanischen Befürwortern eines Kriegseintritts an der Seite der Entente willkommene Propagandamunition. Die grundsätzliche Berechtigung des deutschen U-Boot-Krieges in Reaktion auf die entgegen internationalem Rechtsbrauch seitens der britischen Admiralität bereits im November 1914 verkündete Kriegsgebietserklärung für den gesamten Nordseeraum war kaum anzuzweifeln, die Kaiserliche Regierung begründete den Schritt gegenüber den Regierungen der neutralen Staaten ausführlich. Die USA waren allerdings vom Beginn des Krieges an zu keinem Zeitpunkt wirklich neutral gewesen, und die Regierung von US-Präsident Wilson, die die englische Anmaßung zuvor kommentarlos geschluckt hatte, äußerte sich über die deutschen Gegenmaßnahmen nun in hohem Maße empört. Wiewohl es darüber selbst innerhalb der Regierung zu einem vor der amerikanischen Öffentlichkeit sorgsam verschleierte Konflikt kam, bestand Präsident Wilson nachdrücklich auf dem Recht amerikanischer Bürger, auch auf Schiffen unter britischer Flagge in das Kriegsgebiet zu reisen, womit der amerikanische Präsident die Gefährdung von US-Bürgern mutwillig heraufbeschwor.²⁰ Als dann am 7. Mai 1915 beim Untergang des britischen Passagierdampfers Lusitania nach dem Treffer eines von U-20 abgefeuerten Torpedos tatsächlich US-Bürger ums Leben kamen, setzte eine großangelegte Propagandakampagne in den USA für den Kriegseintritt in Europa auf Seiten der Entente ein. „Am Freitag, dem 7. Mai 1915, erteilt Kapitänleutnant Walther Schwieger, Kommandant des deutschen U-Bootes U-20, den folgenschwersten Angriffsbefehl des Ersten Weltkrieges, der weltweit Aufsehen erregt und eine Wende einleitet, die zwei Jahre später den Kriegseintritt der USA bewirkt“,²¹ schrieb Janusz Piekalkiewicz. Die Lusitania war binnen kürzester Zeit nach einem einzigen Torpedotreffer gesunken. Nach allen fachlichen Erfahrungen vermochten allerdings selbst die wirksamsten zu dieser Zeit verfügbaren Torpedos ein Schiff dieser Größe höchstens manövrierunfähig zu machen. Bei dem vor Ort herrschenden ruhigen Wetter hätte es damit ohne weiteres möglich sein müssen, die Passagiere mit den Beibooten in Sicherheit zu brin-

gen. Die Lusitania war jedoch erwiesenermaßen auch noch mit 4 200 Kisten Munition beladen, wodurch eine zweite Detonation ausgelöst wurde, die erst das vollkommen unerwartet schnelle Sinken des riesigen Schiffes nach einem einzigen Torpedotreffer erklärt. Somit kam es zu der hohen Zahl der Opfer, da eine rechtzeitige Evakuierung der Passagiere in die Rettungsboote in der kurzen Zeitspanne von 20 Minuten zwischen Treffer und Kentern nicht mehr möglich war.²²

Der Verdacht, die britische Admiralität habe der deutschen Seekriegsführung zuvor gezielt Informationen bezüglich der an Bord befindlichen militärischen Güter zugespielt, und unter zynischer Kalkulation der zivilen Opfer eine Falle in bekanntem U-Boot-Einsatzgebiet inszeniert, um einen Stimmungsumschwung in den USA zugunsten eines Kriegseintrittes auf Seiten der Entente herbeizuführen, wurde weder eindeutig bewiesen noch jemals glaubhaft widerlegt.²³ Janusz Piekalkiewicz zitierte ein Gespräch zwischen dem britischen Außenminister Grey und dem amerikanischen Präsidentenberater House, in dem der Zweitgenannte auf die Frage, was Amerika tun werde, wenn die Deutschen ein Passagierschiff mit amerikanischen Touristen angreifen würden, antwortete, daß dies Amerika in den Krieg bringen würde. Piekalkiewicz folgerte, diese Aussage habe Winston Churchill vermutlich dazu bewogen, die Lusitania gezielt in die Schußlinie deutscher U-Boote zu bringen.²⁴ Nach Ansicht des polnischen Historikers wurde die Lusitania „von der britischen Admiralität direkt vor die Torpedorohre deutscher U-Boote gelenkt, um den Gegner zu einer Tat zu provozieren, die Amerika in den Krieg verwickeln soll“.²⁵ Die grundsätzliche Auslegung der Lusitania als Hilfskreuzer von der Bauplanung an ist unstrittig, ebensowenig die Beladung mit großen Mengen Munition und sonstiger Konterbande bei Fahrt durch ein erklärtes Kriegsgebiet.²⁶ Die Verwicklung der US-amerikanischen Behörden ließ sich ebenfalls nicht dauerhaft verbergen, Alan Coles schrieb in Bezug auf die Position des US-amerikanischen Außenministers Robert Lansing dazu in aller Deutlichkeit: „Lansing wußte, daß die Briten logen. [...] Ebenfalls war er sich schmerzlich bewußt, daß die Lusitania Waffen und Munition transportierte. [...] als der Krieg ausbrach, war es klar, daß sie als Kriegsschiff angesehen werden mußte und Neutrale, die mit ihr reisten, ihr Leben riskierten.“²⁷ Auf der Lusitania waren auch etliche Prominente wie Alfred Vanderbilt gewesen, in der amerikanischen

Presse wurde eine massive antideutsche Kampagne inszeniert, die schließlich dazu beitrug, mit der vorgeschobenen Begründung des U-Boot-Krieges die Kriegserklärung an das Reich zu verkünden. Fast gleichzeitig wurde dann auch an Österreich-Ungarn der Krieg erklärt, obwohl das Habsburgerreich in den Seekrieg auf dem Atlantik gar nicht involviert war. Allerdings zögerten sich die Kriegserklärungen noch längere Zeit hin, da in den USA zunächst ein anderer Vorfall im gleichen Zeitraum nicht wirkungsvoll vertuscht werden konnte: die als „Baralong-Zwischenfall“ bekannt gewordene Ermordung der gesamten Besatzung eines aufgetauchten deutschen U-Bootes durch englische Marineinfanteristen von einem britischen Kriegsschiff, das sich zuvor unter vorgetäuschter Hilfsabsicht bis auf nächste Nähe in der raffinierten Tarnung eines neutralen US-amerikanischen Frachters an die arglosen Männer herangeschoben hatte – ein bis dahin beispielloses Kriegsverbrechen der Royal Navy.

Ein gemeinhin anerkannter Bestandteil der Seekriegführung war die „Prisenordnung“, d.h. Handelsschiff stoppen, kontrollieren, Besatzung ggf. an Bord nehmen oder in Beibooten an Land schicken, Schiff versenken. Bezug war bis dahin der bekannte kriegsmäßige Einsatz von Überwasserschiffen, die neuartige U-Boot-Waffe war nicht erfasst. Allerdings ist ein U-Boot, einmal aufgetaucht, äußerst verwundbar, als „*lame duck*“ kaum mehr denn eine bequeme Zielscheibe. „Einmal aufgetaucht und ausgerichtet, mit entleerten Ballast-Tanks, war der Angreifer in seinem verwundbarsten Zustand. Ein einziger Treffer auf die Druckhülle war alles, was nötig war, um das U-Boot zu zerstören“,²⁸ schrieb Coles. Die Royal Navy machte sich diesen Umstand frühzeitig zunutze und griff ohne Skrupel zu Mitteln der Piraterie. Man mißbrauchte nicht nur offiziell als Passagierschiffe deklarierte Fahrzeuge wie die *Lusitania* mit Bürgern neutraler Staaten an Bord als verdeckte Waffentransporter und Köder, sondern setzte bereits sehr frühzeitig Schiffe unter falscher Flagge und mit verhängten Geschützen als U-Boot-Fallen (Q-ships) ein, die aus allen Rohren feuerten, sobald ein deutsches U-Boot aufgetaucht war, um den vermeintlichen Frachter gemäß Prisenordnung aufzubringen.²⁹ Bekanntestes Beispiel für diese offen kriminelle Vorgehensweise wurde die Versenkung von U-27 nach dessen Auftauchen, und die anschließende Ermordung der gesamten Besatzung einschließlich der im Meer treibenden Schiffbrüchigen durch die Mannschaft des unter neutraler US-amerikanischer Kennung

fahrenden britischen Hilfskreuzers HMS Baralong am 19. August 1915, „ein Kriegsverbrechen ohne Beispiel in der neueren Geschichte der Royal Navy,“ dessen „schändliche Einzelheiten bis in die Gegenwart absichtlich verschleiert wurden“,³⁰ wie Alan Coles schrieb. Als U-27 das englische Handelsschiff Nicosian gestoppt hatte und dessen Besatzung bereits in die Rettungsboote gestiegen war, näherte sich ein zweites Handelsschiff, das der Kommandant von U-27, Kapitänleutnant Bernhard Wegener, nach eingehender Sichtung zunächst ohne sonderliche Besorgnis wahrgenommen hatte, da dieses Schiff unter neutraler US-Flagge fuhr. Die deutschen U-Boot-Kommandanten hatten strikten Befehl, neutrale Schiffe nicht anzugreifen. Wegener und seine Männer nahmen an, der Amerikaner wolle die Besatzung der Nicosian an Bord nehmen. Das sich unter dem internationalen Flaggensignal „Nur zur Rettung von Leben“ nähernde Schiff führte die Tarnkennzeichnung „Ulysses S. Grant, USA“ und die amerikanische Flagge, die Bewaffnung des Schiffes war durch raffinierte Cargo-Attrappen verdeckt worden, niemand an Bord trug Uniform, die gesamte Besatzung war in ziviler Seemannskleidung.³¹ Als sich der vermeintliche Amerikaner bis auf knapp 600 Meter genähert hatte, wurden mit einem Schläge die US-Flagge niedergeholt und die Geschützdeckungen abgelaassen, und der neutrale Frachter enttarnte sich innerhalb von 30 Sekunden als britisches Kriegsschiff HMS Baralong.³² Die Besatzung von U-27 begriff nach der Aussage eines amerikanischen Augenzeugen zunächst überhaupt nicht, was da eigentlich vorging,³³ Wegener und seine Männer waren ohne jede Chance. Nachdem nach 34 Schuß aus den zuvor gut getarnten Bordkanonen der Baralong U-27 sank, griff die Mannschaft der Baralong zu ihren Handfeuerwaffen und begann, auf die im Wasser schwimmenden Schiffbrüchigen zu schießen. Einige von diesen konnten sich dennoch an Bord der Nicosian retten, worauf der Kommandant der Baralong, Kapitänleutnant Geoffrey Herbert, seine Marineinfanteristen an Bord der Nicosian schickte mit dem ausdrücklichen Befehl, keine Gefangenen zu machen. Die zwölf bis dahin noch überlebenden U-Boot-Männer, darunter Wegener, wurden von den englischen Marineinfanteristen an Bord der Nicosian ermordet. Obwohl das Verbrechen an den Männern von U-27 durch die eidesstattlichen Erklärungen von sechs US-amerikanischen Besatzungsmitgliedern der Nicosian bezeugt wurde, wurde es niemals geahndet. Herbert, den, mit den Worten Alan Coles, „keine Kriegsgerichts- oder

Kriegsverbrechen-Kommission hätte [...] von der Mordanklage freisprechen können,³⁴ wurde niemals zur Rechenschaft gezogen, kassierte im Gegenteil noch die für die Versenkung eines feindlichen U-Bootes übliche Prämie von 100 Pfund, und setzte seine Karriere in der Royal Navy unbehindert im selben Sinne fort; auch die Besatzung der Baralong erhielt für die Mordtaten noch eine Prämie von 185 Pfund. Der kriminelle Charakter der Handlung war der englischen Marineführung dabei von Anfang an bewußt, man bemühte sich sofort um Vertuschung des Verbrechens. Der Name „Baralong“ wurde unmittelbar danach aus Lloyds Schiffsregister gelöscht und durch „Wyandra“ ersetzt, das Logbuch der Nicosian wurde vernichtet, das Schiff ebenfalls umbenannt und lief nun als „Nevisian“. Die Namen wurden gelöscht, der Geist keineswegs. Von der Besatzung der nunmehrigen Wyandra wurden mit nahezu gleicher Vorgehensweise bereits wenige Wochen später am 24. September 1915 die Männer von U-41 ermordet.³⁵ „Churchill behauptete, es wäre vollllkommen legal, Q-ships unter falschen Farben fahren zu lassen um die U-Boot-,Piraten‘ zu besiegen, die seiner Ansicht nach im Falle der Gefangennahme aufgehängt werden sollten“, merkte Alan Coles dazu an. „Seine einzige Forderung war, die falsche Flagge solle vor Beginn der Aktion eingeholt und durch offene Kennung ersetzt werden.“³⁶ Demgegenüber waren bei etlichen der einfachen Seeleute, die bei den an den Männern von U-27 verübten Verbrechen anwesend gewesen waren, Unrechtsbewußtsein und Gewissen offenbar deutlich besser ausgebildet als bei Winston Churchill und der englischen Admiralität. Die Nicosian war zwar zur Nevisian umfrisiert worden, dennoch fürchteten sich noch 1923 viele in der Mannschaft vor einer Fahrt nach Hamburg, da, wie Coles schrieb, „die deutschen Behörden herausfinden könnten, daß die Nevisian die Nicosian wäre, das Horror-Schiff. Neun von ihnen gingen in New York von Bord, um eine mögliche Konfrontation mit dem alten Feind zu vermeiden.“³⁷ Coles knüpfte an das seiner Ansicht nach in seinen weitreichenden Auswirkungen viel zu wenig beachtete Verbrechen³⁸ eine interessante kontrafaktische Hypothese. Nach seiner Ansicht war die ohnehin nie wirklich neutrale US-Administration nach der Versenkung der Lusitania entschlossen gewesen, zum nächstmöglichen Zeitpunkt an der Seite der Entente in den Krieg einzutreten.³⁹ Da dann jedoch das Baralong-Verbrechen von amerikanischen Seeleuten zweifelsfrei bestätigt wurde, ließ sich die Abscheu darüber auch in

den USA kaum eindämmen, ein eindeutiges Feindbild war nun nicht mehr so einfach zu präsentieren, und die Wilson-Administration ließ von ihren bereits eingeleiteten Vorbereitungen zum Kriegseintritt noch einmal ab.⁴⁰ Nach Coles Überlegungen wäre daher erst durch das weltweit publik gewordene britische Kriegsverbrechen von HMS Baralong der Krieg zu dem grauenvollen Völkerschlachten über mehr als vier Jahre ausgeüfert, da seiner Ansicht nach das Kaiserreich infolge des anderenfalls deutlich früheren Kriegseintritts der USA bereits spätestens Anfang 1917 zusammengebrochen wäre.⁴¹

Im Wissen, daß die Fernblockade der Briten unüberwindbar war, erfolgte schließlich eine intern umstrittene weitere Verschärfung: „Die Not des Kohlrübenwinters war mitbestimmend beim Entschluß der Reichsregierung zur Eröffnung des uneingeschränkten Handelskrieges am 1.2.1917“⁴² schrieb Gerhard Granier.

Die deutschen U-Boot-Kommandanten konnten sich den Luxus einer skrupulösen Beachtung der Prisenordnung nach den gemachten Erfahrungen kaum noch leisten, und sahen sich immer öfter gezwungen, sich formal ins Unrecht zu setzen, wenn sie überhaupt einen Effekt erzielen und nicht sehenden Auges in ein offenes Messer laufen und die ihnen anvertrauten Männer der Abschichtung ausliefern wollten.⁴³ Die Ententemächte nutzten dies als Vorwand, deutsche U-Boot-Kommandanten zu Kriegsverbrechern zu erklären, verschwiegen dabei aber wohlweislich, daß U-Boote der Entente seit 1915 in türkischen Gewässern, Adria und Ostsee in genau der gleichen Weise Krieg gegen Handelsschiffe der Mittelmächte führten.⁴⁴ Die deutschen U-Boot-Kommandanten handelten nicht zuletzt auch im Sinne der seit den letzten Dekaden des 19. Jahrhunderts weltweit heftig diskutierten und in Marinekreisen bis heute unverändert aktuellen „Jeune École/Jungen Schule“ der französischen Marine, die angesichts einer erdrückenden (englischen) Übermacht auf See eine nämliche Vorgehensweise als geradezu zwingend notwendig erklärte.⁴⁵ Tatsächlich hat dann bis in die Gegenwart keine kriegführende Macht je die Prisenordnung zur Grundlage von U-Boot-Einsätzen in festgelegten Kriegszonen gemacht, der Beschuß ohne Vorwarnung wird in diesen Bereichen vielmehr allgemein praktiziert.⁴⁶

Eine völlig andere Situation als bei der U-Boot Waffe hatte sich inzwischen bei der Hochseeflotte entwickelt. Die sündhaft teuren Großschiffe, vor einem weit überlegenen Feind verborgen, dümpelten mit zehntausenden untätigen Matrosen die meiste Zeit nutzlos in den Häfen,⁴⁷ während sich die Lage an den Fronten festfraß und zugleich von einem kaum noch mit dem Lebensnotwendigsten versorgten Volk ständig größere Arbeitsanstrengungen verlangt wurden. „Lieb Vaterland magst ruhig sein, die Flotte schläft im Hafen ein“,⁴⁸ lautete ein von dem Matrosen Richard Stumpf notierter Spottvers schon zu Beginn des zweiten Kriegsjahres. Matrosen litten frühzeitig unter ihrer Untätigkeit und Ineffizienz: „Nutzlos kohlenfressende Ungeheuer wozu seid ihr eigentlich [sic] da?“⁴⁹ fragte der merklich ernüchterte Stumpf schon Ende 1916. Der Freikorpschronist Helmut Franke listete unter dem Stichwort „Marinepsychose“ die „Stunden langen Nichtstuns“ auf, „verzweifelter Langeweile“ und „unendlichen Stumpfsinns“ des Lebens an Bord, und meinte dazu: „Nirgends hat der Schrei: Freiheit! tiefere Berechtigung.“⁵⁰

Spätestens bei den ersten kleineren Revolten auf den Großschiffen im Sommer 1917 war den Einsichtigeren unter den Marineoffizieren klar geworden, daß etliche Offiziere auf den Großschiffen durch Unfähigkeit zu sinngebender und verantwortungsbewußter Menschenführung und Mangel an Fürsorglichkeit zu verantwortlichen Verursachern weitgehend berechtigter Beschwerden der Matrosen geworden waren. Die anfängliche Begeisterung und Dienstbereitschaft vieler Matrosen war bald einem dumpf brütenden Gefühl der Sinnlosigkeit und des Ausgeliefertseins an unfähige und menschlich minderwertige Vorgesetzte gewichen: „Wo ist die herrliche Begeisterung der Augusttage? Man hat sie verfliegen lassen, sie ist elend erstickt in dem Übelwollen der Vorgesetzten. Nicht aller! [...] Es sind die kaum beförderten Leutnants und Fähnriche welche sich wichtig machen wollen indem sie die Leute unnötig schikanieren“⁵¹, notierte Richard Stumpf bereits im März 1915 in seinem Tagebuch, und sein Kamerad Carl Richard Linke schrieb wenig später ähnlich: „Diese Begeisterung haben unsere Offiziere in ehrgeiziger Verb[il]endung und ganz gewöhnlicher Genussucht, und durch ihre Unfähigkeit, uns zweckmäßig zu behandeln, regelrecht ermordet.“⁵² Der spätere Admiral Siegfried Sorge, 1919 Freiwilliger der 3. Marinebrigade, hob die verheerenden Konsequenzen des Agierens unfähiger und überforderter Offiziere auf den Großschiffen un-

ter diesbezüglich betriebsblinden Führungsstäben als entscheidende Ursache für das Aufflammen der Revolten ausgerechnet in den großen Marinestützpunkten hervor.⁵³ Eine der banalen Ursachen für den sich aufstauenden Groll der Mannschaften gegen unfähige Offiziere war die ungerechte Lebensmittelzuteilung auf den Großschiffen, in denen Offiziere weitaus besser versorgt wurden, teilweise gar provozierende Gelage veranstalteten,⁵⁴ während einige von ihnen gleichzeitig die Mannschaften an Bord mit kleinlichen Schikanen und Machtspielchen tyrannisierten.⁵⁵ Die grassierende Instinktilosigkeit in der Verpflegungsfrage hatte Richard Stumpf bereits im Juni 1915 in seinem Tagebuch angeführt: „Währenddem wir uns mit halber Brotration begnügen müssen, finden in der Messe Ess und Trinkgelage statt, bei welchem 6–7 Gänge aufgetischt werden“, notierte Stumpf ärgerlich, und führte dazu noch als nur vermeintliche Nebensächlichkeit den „Wucher“ in der Kantine an: „Ein Trinkgeschirr Bier von einem 1/2 L. Inhalt kostete bisher 20 ⌘ Nun kostet es auf einmal 30 ⌘ In der Messe kostet der halbe Liter – 16 ⌘“⁵⁶ Ein Bordkamerad notierte im Mai 1916: „An Land ist die Milch so knapp, dass nicht einmal kleine Kinder genügend erhalten können, in der Messe trinkt man sie aus Gläsern.“⁵⁷ Zur gleichen Zeit teilten Frontoffiziere längst die kargen Mahlzeiten mit ihren Männern. Stumpf, im Februar 1916 mit der bitter-resignierten Anmerkung „Da wäre es ja nun wieder, das graue Ungetüm, unser aller Gefängnis“⁵⁸ aus dem Heimaturlaub an Bord zurückgekehrt, schrieb im folgenden Jahr in sein Tagebuch: „Wir haben an Bord immer noch [...] Leute die noch ihre frischen Brötchen zum Kaffee mittags Koteletten und abends etwas essen wonach wir uns zu Mittag die Finger lecken würden. Das sind Schwerarbeiter die den ganzen Tag ihre Fingernägel feilen und das Haar kämmen.“⁵⁹ Der angestaute Zorn richtete sich nahezu ausschließlich gegen die direkten Vorgesetzten an Bord, während der Monarch unverändert positiv als über den Dingen stehend gesehen wurde: „Ja ja, wenn es so ginge wie der Kaiser es haben will, dann wäre vieles besser. So hörte ich schon oft von einfachen Leuten im Kreise der Kameraden äußern.“⁶⁰ Die fähigsten Offiziere frühzeitig abkommandiert zur U-Boot-Waffe oder den Torpedoboot-Flotillen, waren die großen Linienschiffe mehr und mehr zu „Abfallsammelstellen“⁶¹ geworden, wie Richard Stumpf im Mai 1917 verbittert notierte. Die verbliebenen Offiziere waren oft nicht nur fachlich, sondern insbesondere auch menschlich weniger fähig, der

ausgedünnte Bestand ergänzt durch völlig unzureichend vorbereiteten Ersatz aus den jüngeren Jahrgängen. Viele dieser Offiziere an Bord versuchten, die aus gespürter Inkompetenz resultierende Unsicherheit mit Hilfe kleinlicher Schikanen zu kompensieren. „Unser aller Wunsch ist es: die Helgoland möchte auf eine Mine laufen und das ganze Offiz. Wohndeck in Fetzen reißen“,⁶² hatte der durchaus nicht radikale Stumpf schon im zweiten Kriegsjahr geschrieben zu den Schikanen der Mannschaften an Bord durch ebenso blödsinnige wie kleinkarierte Vorschriften, für deren durchaus verständliches Übertreten teilweise empfindliche Strafen verhängt wurden, die von den Betroffenen nur als gewollte Demütigung verstanden werden konnten.⁶³

Ein wesentlicher Konfliktpunkt des Lebens an Bord blieb dabei noch meist schamhaft übersehen, und so war der Freikorpschronist Helmut Franke eine seltene Ausnahme, wenn er in größter Offenheit auf eine beschwiegene Ursache für die von ihm so bezeichnete „Marinepsychose“ in der drangvollen Enge an Bord hinwies: „Von entscheidendem Einfluß auf den chaotischen Typ des Seemanns ist das ungelöste Sexualproblem.“⁶⁴ Franke meinte in weitreichender Folgerung, die „Marinemeuterei vom 9. November wäre ohne jene Marinepsychose nicht möglich gewesen“.⁶⁵ Einen weiteren, ebenfalls kaum beachteten Aspekt in der Binnenstruktur der Marine, der unter den gegebenen Bedingungen zwangsläufig Konsequenzen haben mußte, bezeichnete Alfred Döblin. In der Marine leisteten überdurchschnittlich viele Elsässer und Lothringer ihren Wehrdienst ab, bei Kriegsende etwa 20 000 Mann, was mehr als ein Zehntel des gesamten Mannschaftsbestandes ausmachte.⁶⁶ Die Mehrzahl davon befand sich auf den Großschiffen. Die besondere Problematik lag nun bei dieser Gruppe darin, daß in weiten Kreisen des Offizierkorps genau wie in Politik und Verwaltung Elsässer und Lothringer von vornherein pauschal als unsichere Kantonisten beargwöhnt wurden, denen man nicht wirklich über den Weg traute. Von den ohnehin schon in vielen Fällen defizitären Offizieren an Bord konnte noch weniger als anderenorts mit besonderem Fingerspitzengefühl gerechnet werden. Abgesehen von erwartbaren Ungerechtigkeiten Einzelnen gegenüber stand bei einer großen Gruppe der Mannschaften damit auch noch das Moment einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung im Raum: die uralte Binsenweisheit, daß von demjenigen, dem von vornherein mit per-

manentem Mißtrauen begegnet wird, dann irgendwann tatsächlich keine ehrliche Loyalität mehr erwartet werden kann.

Bereits im Mai 1917 sah der Matrose Richard Stumpf, was Verantwortliche in den Führungsstäben längst hätte alarmieren müssen. Stumpf schrieb von der „Anhäufung von Dummheit und Stolz“, von seiner Verachtung gegenüber vollkommen unfähigen Offizieren auf den zu „Abfallsammelstellen“ gewordenen Linienschiffen, denen „selbst die einfachsten Sachen böhmische Dörfer“ seien, und meinte so sarkastisch wie prophetisch, wenn er daran denke, „was für klägliche Figuren diese heute so noblen unnahbaren Herren im bürgerlichen Leben geben würden“, dann wünsche er, daß sie alle beim Friedensschluß ohne Pension entlassen würden, denn „einem Mangel an Wein- und Zigarrenreisenden, Lotteriekollekteuren und Versicherungsagenten wäre für lange Zeit abgeholfen“.⁶⁷ Eine ganz andere Art von Schande benannte Stumpf drei Monate später anlässlich der Urteilsprüche gegen einige als Hauptverantwortliche angesehene Teilnehmer der nicht zuletzt durch die wiederholten Reduzierungen der Essensrationen ausgelösten Matrosenrevolte des Sommers 1917:

„Eine spätere Zeit wird es als Kuriosum bezeichnen, daß im Jahre 1917 ein Soldat zum Tode verurteilt wurde, weil er zu einem anderen gesagt hatte*): Na, willst du nicht auch mitkommen? (Aufforderung zu gemeinschaftlicher Meuterei) Ich bin gespannt ob die fünf Todesurteile auch wirklich vollstreckt werden. Mit ewiger Schande ist die Marine befleckt, wenn sich eine Korporalschaft findet die sich dazu hergibt.
*) Vom Prinze. Luitpold.“⁶⁸

Nach den fortgesetzten Ernüchterungen meinte Stumpf zum Jahresende, lieber wolle er in die flandrischen Schützengräben gehen als „diese geistige Treitmühle“ noch ein weiteres Jahr zu ertragen,⁶⁹ und voller Traurigkeit bilanzierte er angesichts des sich abzeichnenden Kriegsausganges schließlich im Oktober 1918: „Jahrelang aufgehäuftes Unrecht, hat sich zu gefährlichem Sprengstoff verwandelt und detoniert schon hier und dort mit heftiger Gewalt. O Jammer, weshalb mußten wir so schuftige gewissenlose Offiziere haben, die uns alle Liebe zum Vaterland, die Freude am deutschen Wesen, den Stolz auf unsere vorbildlichen Einrichtungen genommen haben.“⁷⁰ Der Kommunist Richard

Krebs schrieb zu dem, was nun geschah: „Die Männer, zu tausend und mehr auf einem Schiff zusammengepfercht und hungrig, haßten ihre Offiziere wegen ihrer Arroganz, des Champagners und der Butter, die sie erhielten. Die ‚Kulis‘ der Flotte wollten mehr als nur ein Ende des Krieges; sie sannten auf Rache für alle Erniedrigungen der Vergangenheit.“⁷¹ Und die vielfach gefürchteten wie verhaßten Offiziere auf den Großschiffen? Zumeist reagierten diese, wie Wolfram Wette anmerkte, auf den Ausbruch der Revolten nicht kämpferisch, sondern weit eher mit einem diffusen Gefühlsgemisch aus Resignation, Unsicherheit, Entschlußschwäche und Ziellosigkeit,⁷² und Edwin Erich Dwinger hielt fest: „Nur auf einem Schiff verteidigten die Offiziere die Flaggen bis zum Ende, auf SMS. König deckten der Kommandant und sein Adjutant sie mit dem Leibe.“⁷³

Auch diese Charakterisierungen wurden verallgemeinert und übertrugen sich auf den gesamten Stand, was in der Folge wiederum zu voreiligen Zuschreibungen verleitete. Dazu findet sich ein Beispiel für die subtile Entstehung einer Geschichtsverfälschung bzw. eines „Passend-Machens“ von Geschichte infolge mangelhafter Recherche, in diesem Falle „nur“ zu Lasten eines unbedeutenden Einzelnen, in dem von Stephan Huck, Gorch Pieken und Matthias Rogg unter dem Titel „Die Flotte schläft im Hafen ein“ herausgegebenen Begleitband zu einer 2014 im Deutschen Marinemuseum Wilhelmshaven in Kooperation mit dem Militärgeschichtlichen Museum der Bundeswehr ausgerichteten Ausstellung zum Kriegsalltag 1914–1918 auf den Großkampfschiffen der Kaiserlichen Marine. Dort wird als ein Vertreter des die Konflikte auf den Großschiffen maßgeblich verursachenden Offizierotypus der Kapitänleutnant Walter Zaeschmar angeführt. Die Verfasserin des Begleittextes zu der diesbezüglichen Bildzusammenstellung verwies zur Skizzierung des zwar nicht deutlich benannten, aber unverkennbar suggerierten üblen Charakters dieses Offiziers auf eine Eintragung des Matrosen Richard Stumpf vom April 1916 in dessen Aufzeichnungen, wonach sich das Fehlen Zaeschmars während eines längerenurlaubes „nirgendwo hemmend oder störend“ ausgewirkt habe, sowie auf eine „Beurteilung von Zaeschmars Charakter“ durch den Matrosen Carl Richard Linke, basierend auf ohne Zusammenhang berichtete Äußerungen wie „Geh weg, Schwein, stinkt“.⁷⁴ In der von Stumpf zitierten Eintragung hatte dieser eine sehr großzügige Urlaubsgewährung für den zweiten Artillerie-

rieoffizier von SMS Helgoland als drastisches Beispiel für himmelschreiende Ungerechtigkeiten bei der Behandlung von Urlaubsgesuchen geschildert; zur Person des betreffenden Offiziers hatte er keine Aussage gemacht, vielmehr lediglich durch Feststellung der nicht spürbaren Auswirkungen des Fehlens dieses Offiziers dessen Überflüssigkeit auf dem betreffenden Posten illustriert.⁷⁵ Der Ursprung der negativen Einordnung Zaeschmars in dem Band zur Wilhelmshavener Ausstellung findet sich in der kurz vor deren Eröffnung unter dem Titel „Und wir verrosteten im Hafen“ zum Seekrieg 1914–1918 erschienenen Arbeit von Nicolas Wolz, auf die in dem Band mehrfach hingewiesen wird. Darin zitierte Wolz als ein Dokument „in dem schwere Vorwürfe gegen Kapitänleutnant Walter Zaeschmar erhoben wurden“ eine Anmerkung zu Zaeschmar in einem späteren Brief des Helgoland-Matrosen Carl Richard Linke, die dieser einigen Beispielen für herablassendes Gebaren von Offizieren gegenüber den Mannschaften an Bord angefügt hatte: „Oder jener Kapitänleutnant Zaeschmar, der nie anders zu den Leuten sagte als: Geh weg, du Schwein, du Biest, du stinkst!“⁷⁶ Andere Gründe zur Verärgerung hatte Linke gegenüber Zaeschmar nicht angeführt, dessen Charakter demnach auch nicht umfassend beurteilt. Die berichtete Anrede stellt, verschriftlicht für sich allein genommen, zweifellos keine akzeptable Form der Konversationsführung dar; allerdings hätte eine Nachfrage bei aktiven oder ehemaligen Soldaten zu Umgangsformen innerhalb der Truppe genügen können, um vorschnelle Schlüsse zu vermeiden. Richard Stumpf hatte ebenfalls, und sogar recht ausführlich, über den Offizier und dessen Äußerungen berichtet, wie sie so oder ähnlich auch gegenüber alkoholisierten Matrosen gefallen waren. Wie überall sonst, transportiert gesprochene Sprache in Verbindung mit Mimik und Gestik auch in dem soziokulturellen Rahmen einer geschlossenen Männergesellschaft eine weit vielschichtigere Bedeutung, als dies ein betriebsfremder Außenstehender, noch dazu am von einem Dritten übermittelten geschriebenen Wort, auf den ersten Blick zu erkennen vermag. Auch Stumpf beschrieb den Vorgesetzten nicht unbedingt als besondere Leuchte, der Mann hatte sich nach Stumpfs Schilderungen aber keineswegs bei den Matrosen besonders unbeliebt gemacht, im Gegenteil:

„Er ist ob seines drolligen Wesens im Schiff beliebt. Er schmeißt mit Ausdrücken um sich wie ein Hafenarbeiter. Wenn ihm jemand eine schlagfertige Antwort gibt lacht er sich tot. Man kann ruhig was riskieren er nimmt nichts übel. Wenn er gewöhnlich nichts mehr weiß, sagt er: Gehweg Geh weg du Schwein die [sic] stinkst. Besonderen Spaß macht es ihm wenn einer besoffen ist, denn er liebt auch einen guten Tropfen.“⁷⁷

Ein alkoholisierter Soldat muß in jedem Falle, auch außerhalb der Dienstzeit, mit einer Zurechtweisung rechnen, wenn er einem Vorgesetzten begegnet, unter Umständen sogar mit einem „Diszi“, einer Disziplinarstrafe. Davon ist bei Stumpf in Bezug auf Zaeschmar keine Rede. Wenn dieser einen angetrunkenen Matrosen ansprach wie „Geh weg, Schwein, du stinkst“, dann war darunter weit eher eine in grober Sprache verpackte, durchaus noch kameradschaftlich-freundliche und vielleicht sogar versteckte Solidarisierung signalisierende Zurechtweisung zu verstehen, denn eine böswillig herablassende Beleidigung des Angesprochenen. Auch weitere Erinnerungen Stumpfs passen nicht zu der negativen Beispielhaftigkeit, die Zaeschmar in dem o. a. Band zugewiesen wurde. So berichtete Stumpf, wie herumalbernde Matrosen seinen neugierigen Dackel während der Wartungsarbeiten an Bord mit einigen Farbtupfern versehen hatten. Der Offizier reagierte durchaus humorig, schalt lediglich den Dackel ob seiner Herumtreiberei: „Was hast du denn wieder gemacht du Schwein: Bei den Matrosen rumgedrückt was? Schämst dich nicht? Mach dir mal bloß deine Farbe selbst wieder ab du Schweinehund“, und der „ganz zerknirscht“ tuende Dackel wurde von den reuigen Matrosen unaufgefordert auch wieder von den unerwünschten Verzierungen befreit.⁷⁸ Die Anrede mit dem vermeintlich so grob herabsetzenden Tiervergleich läßt sich demnach als ein allerdings nicht besonders gut gelungener „running gag“ interpretieren, und wurde offenbar zumindest 1915 auch zumeist in diesem Sinne verstanden – was nicht heißen muß, daß auch jeder dies gleichermaßen goutierte. Es verbleibt aber zu einer Untermauerung einer negativen Skizzierung des Charakters von Kapitänleutnant Walter Zaeschmar im Zeitraum 1914–1918 nicht mehr als eine Mutmaßung von Nicolas Wolz, basierend auf einer einzelnen von ihm zu „schweren Vorwürfen“ stilisierten ärgerlichen Anmerkung in den späteren Aufzeichnungen eines von gut 1100 Matrosen der Schiffsbesatzung

zu Zaeschmars in einer anderen Quelle so ausführlich wie ausdrücklich in sympathischem Sinne dargestellten ruppigen Umgangston.

Die Matrosenrevolten auf den Großschiffen, die im Herbst 1918 dann schließlich binnen weniger Wochen in die revolutionären Ereignisse im ganzen Reich und den endgültigen militärischen Zusammenbruch mündeten, hatten ihren Anfang genommen, nachdem im Oktober in den Flottenstützpunkten ein Plan der Seekriegsleitung auf unklarem Wege bekannt geworden war, der einen Vorstoß der Flotte in die Hoofden, den südlichen Teil der Nordsee, vorsah. Die Matrosen rechneten bereits mit dem baldigen Kriegsende, da allgemein bekannt war, daß Ludendorff am 29. September die Einleitung von Waffenstillstandsverhandlungen gefordert hatte. Zwischenzeitlich hatten die Kriegsgegner die Forderungen an das Kaiserreich allerdings ständig höher geschraubt, so daß Stimmen laut geworden waren, die Verhandlungen abzubrechen und den Kampf fortzuführen. Der geplante Flottenvorstoß sollte in dieser Situation nach später dargelegten Überlegungen der Seekriegsleitung erfolgen zur Entlastung der zurückweichenden Front, zur Verbesserung der eigenen Versorgungsmöglichkeiten durch eine zumindest vorübergehende Schwächung der britischen Blockade vor dem anstehenden Winter, sowie zur Verbesserung der deutschen Verhandlungsposition.

Ein Vorwurf der, obwohl er sich in erster Linie gegen die Seekriegsleitung richtete, die Marine als Ganzes im Kern ihres Selbstverständnisses traf, wurde nun die Behauptung, die Admiralität habe mit dem im Oktober geplanten Flottenvorstoß die Matrosenrevolte ursächlich ausgelöst und dabei gleichzeitig Hoch- und Landesverrat begangen, um ein vollkommen sinnloses und selbstmörderisches Unterfangen durchzuführen auf dem Rücken der Mannschaften zur Befriedigung eines egoistischen und irrationalen Ehrverständnisses der Offiziere. Offen ausgebrochen waren die Revolten auf Schiffen der Hochseeflotte, wo sich Besatzungen am 29. Oktober weigerten, diese klarzumachen für eine von Admiral Hipper geplante Operation gegen die Themsemündung und vor den Küsten Flanderns.⁷⁹ Der französische Marinehistoriker Jacques Mordal meinte dazu, die geplante Operation sei keineswegs, wie oft behauptet, eine sinnlose „Verzweiflungstat“ gewesen, da leichte Kreuzer und Torpedoboote, aus der Distanz unterstützt durch die Großschiffe, durchaus große Chancen

gehabt hätten, „dem Gegner schwerwiegende Schäden beizufügen, bevor die Grand Fleet von ihrem Liegeplatz in Scapa Flow hätte eingreifen können, aber, aufgehetzt durch von der Propaganda der USPD beeinflusste Rädelsführer, verbreitete sich auf der Flotte das Gerücht, daß man die Besatzungen in den Tod schicke für eine Opferungsmission“.⁸⁰ Besonders von angelsächsischen Forschern wurde eingewendet, daß die militärische Rationalität des geplanten Unternehmens bei den besagten Vorwürfen nicht ausreichend berücksichtigt wurde.⁸¹ Gerhard Groß kam zu dem Schluß, die Admiräle hätten keine „Todesfahrt“ geplant, da sie davon überzeugt gewesen seien, bei einem entsprechenden Vorstoß eine gewisse Siegchance zu haben, und selbst bei einer Niederlage nicht mit einer Vernichtung der Flotte und anschließender Handlungsunfähigkeit zu rechnen gewesen sei.⁸² Eine groß angelegte, offene Seeschlacht mit der britischen Hauptmacht bis zum „ehrentollen Untergang“, wie vermutet und unterstellt wurde, war keineswegs beabsichtigt. Es ist auch darauf hinzuweisen, daß die Kaiserliche Flotte, obwohl unverändert der Royal Navy nicht ebenbürtig, zu dieser Zeit jedoch technisch auf einem hervorragenden Stand und in einigen Punkten dabei dem übermächtigen Gegner sogar überlegen war. Auch rechnete die englische Führung nicht mit einem deutschen Flottenvorstoß, weshalb die Hauptmacht der englischen Flotte zur fraglichen Zeit so weit entfernt gewesen wäre, daß sich die deutschen Schiffe rechtzeitig hätten zurückziehen können. Der letzte Kaiserliche Reichskanzler, Prinz Max von Baden, legte sich in der Frage eindeutig fest, wenn er meinte, im Falle eines Sieges, der angesichts des überlegenen Materials und des ausgezeichneten Ausbildungsstandes durchaus möglich gewesen sei, wäre „dem bedrängten Heere und der mit täglich steigender Ungeduld leidenden Heimat“ ein gewaltiger Auftrieb zum Durchhalten gegeben worden, wären Revolution und Kapitulation im November „nahezu eine seelische Unmöglichkeit“ geworden.⁸³ Selbst wenn die Flotte eine Niederlage erlitten oder die letzte Fahrt womöglich gar tatsächlich zu einer „Todesfahrt“ geworden wäre, so wäre ihre militärisch-politische Zweckmäßigkeit aufgrund der davon ausgehenden moralischen Auswirkungen, denen sich niemand hätte entziehen können, dennoch unbedingt zu bejahen gewesen, schrieb Max von Baden, und meinte abschließend, wenn die Marine nun „Verräter und Meuterer“ in ihren Reihen brandmarke, so habe sie recht: „Die Aufrührer auf der Flotte haben der nationalen Verteidigung das Rückgrat gebrochen.“⁸⁴

In einer in erster Linie zum Zwecke der Selbstrechtfertigung verfaßten Schrift unter dem bereits eindeutig wertenden Titel „Die Marine-Justiz-Morde von 1917 und die Admirals-Rebellion von 1918“ entwarf dagegen der USPD-MdR Wilhelm Dittmann mit einer kompletten Umkehrung der Verantwortungszuweisung ein ganz anderes, finsternes Szenario. Dittmann meinte, mit Ludendorffs Forderung eines sofortigen Waffenstillstandsangebotes an Wilson vom 29. September sei der Krieg militärisch zu Ende gewesen, jeder Versuch einer neuen Angriffsaktion gegen die Entente habe nur in einer Katastrophe enden können, ein Flottenvorstoß wäre offenkundig für den Kriegsausgang vollkommen belanglos gewesen, hätte aber „die entsetzlichste Katastrophe über Deutschland heraufbeschworen“.⁸⁵ Jede weitere Verhandlung wäre nach Dittmanns Darstellung unmöglich geworden, „Niederwerfen und vernichten“ hätte die Parole einer sich betrogen fühlenden Entente gelautes, das Heer wäre militärisch aufgerieben und aufgelöst worden, Auflösung und Zerfall des Reiches, der Feind höchstwahrscheinlich in Berlin, entsetzlichste Hungersnot im Lande, kurz „ein Chaos und eine Katastrophe, wie sie furchtbarer nicht ausgedacht“ werden könne, wären die Folgen gewesen.⁸⁶ Vor einem derartigen Schicksal, behauptete Dittmann, hätten die Heizer und Matrosen, „die an der Oktober-November-Wende 1918 die Feuer unter den Schiffskesseln herausrissen und das Lichten der Anker verweigerten, um den wahnsinnigen Plan der Admiräle zu vereiteln“, Land und Volk gerettet.⁸⁷ Nach Dittmann stand am Beginn der Ereignisse des Herbst 1918 nicht eine Rebellion der Mannschaften, sondern „die militärische Rebellion der Admiräle“, die ein „Dolchstoß der Seekriegsleitung in den Rücken der parlamentarischen Regierung des Prinzen Max von Baden“ gewesen sei, „Hoch- und Landesverrat der Admiräle“, den Matrosen und Heizer mit ihrer Gegenaktion „für die verfassungsmäßige Regierung“ durchkreuzt hätten; und erst eine nun einsetzende „Racheaktion der Admiräle“ habe die zum Beginn der Revolution im Reich gewordene revolutionäre Erhebung der Heizer und Matrosen ausgelöst.⁸⁸ Dittmanns 1926 in Berlin erschienene Schrift war der Text einer von ihm bereits vorab veröffentlichten Rede, die er im Reichstags-Untersuchungsausschuß zu den Ursachen des Deutschen Zusammenbruches im Jahre 1918 halten wollte. Der Untersuchungsausschuß arbeitete von 1919 bis 1928, in diesen Zeitraum fiel auch der sogenannte Münchner Dolchstoß-Prozess vom 19. Oktober bis zum

20. November 1925, in dessen Zusammenhang gegen Dittmann persönlich wie gegen seine Partei außerordentlich schwerwiegende Vorwürfe erhoben wurden.⁸⁹ Dittmann war stark in die marineinternen Vorgänge während der zweiten Kriegshälfte verwickelt gewesen, auch Wilfried von Loewenfeld sah in ihm einen der maßgeblichen Urheber der Marine-Meuterei vom Sommer 1918, der vom Reichstag seinerzeit für immun erklärt worden sei, anstatt „nach Clemenceau'scher Art“ sofort aufgehängt zu werden.⁹⁰ 1917 hatte Dittmann in Berlin Kontakt zu dem später hingerichteten 22jährigen Matrosen Max Reichpietsch gehabt, der Dittmann während eines Heimaturlaubs im Juni 1917 über Mißstände an Bord berichtet hatte.⁹¹ Während der durch seine Immunität geschützte Dittmann vergleichsweise wenig zu befürchten gehabt hatte, wurde an dem jungen Matrosen wenig später ein blutiges Exempel statuiert. Seine Erwiderung der gegen ihn im Zusammenhang mit dem Münchner Prozess erhobenen Vorwürfe hatte Dittmann nun bezeichnenderweise bis zur Erstattung seines Gutachtens vor dem Ausschuß hinausgeschoben. Mit seiner 1926 veröffentlichten Schrift wollte sich Dittmann in erster Linie auf dem ihm als Parlamentarier und Mitglied des Untersuchungsausschusses gebotenen Podium von den gegen ihn laut gewordenen und im Prozeßverlauf in München nicht widerlegten Vorwürfen öffentlichkeitswirksam reinwaschen, er nutzte die Gelegenheit zur Selbstrechtfertigung und zur Beeinflussung der öffentlichen Meinung während eines laufenden parlamentarischen Untersuchungsverfahrens.⁹² Entgegen allen Gepflogenheiten hatte er den Text seines Referates im Parlamentarischen Untersuchungsausschuß des Reichstages ohne Wissen und Genehmigung des Ausschusses vorab veröffentlicht. Dittmann hielt die Rede vor dem Untersuchungsausschuß am 22. Januar 1926, nachdem er den Text derselben zuvor bereits als Broschur veröffentlicht hatte.⁹³ Wie weit er sein Ziel erreichte, läßt sich auch daraus ersehen, daß die Presse in Gestalt der hoch angesehenen Vossischen Zeitung bereits am nächsten Tag von einem Zwischenfall im „Dittmann-Ausschuß“ schrieb; Wilhelm Canaris hatte wegen direkter Angriffe gegen seine Person den Saal verlassen.⁹⁴ Dittmann verfaßte seine als Gutachten deklarierte Selbstverteidigung selektiv und tendenziös im Stile einer politischen Schmähschrift ohne belastbare Beweise, das Gutachten wurde vom Ausschuß verworfen. Der wenig später im selben Jahr von dem Ausschußmitglied Konteradmiral a. D. Franz Willi Brüninghaus, MdR für die

nationalliberale DVP, veröffentlichte Titel „Die politische Zersetzung und die Tragödie der deutschen Flotte“ stellte die direkte Gegenrede zu Dittmanns Veröffentlichung dar.

Während der Ermittlungsarbeit des Ausschusses war der ehemalige Matrose der Kaiserlichen Marine Richard Stumpf als Sondersachverständiger hinzugezogen worden. Stumpf war durch den Zentrums-Abgeordneten Dr. Joseph Joos ins Spiel gebracht worden, dem er zuvor seine persönlichen Aufzeichnungen über den Alltag an Bord während der Kriegsjahre überlassen hatte.⁹⁵ Die Tagebücher, bei denen es sich nicht um Tagebücher im strengen Sinne, sondern eher um rückblickend formulierte Erinnerungen handelte,⁹⁶ stellen eine besonders wichtige Informationsquelle dar; bei dem Verfasser handelte es sich um einen katholischen Gewerkschafter aus Nürnberg, im Zivilberuf Zinngießer, der an sich selbst einen hohen moralischen Anspruch stellte.⁹⁷ Der USPD-MdR Wilhelm Dittmann stand dem katholischen Zentrums-Anhänger Stumpf politisch in keiner Weise nahe, dennoch konnte Dittmann 1927 in Berlin die auszugsweise Veröffentlichung der Tagebücher des Richard Stumpf veranlassen unter dem Titel „Stumpf, Richard, Warum die Flotte zerbrach: Kriegstagebuch eines christlichen Arbeiters“.⁹⁸ Die umfangreichen Texte waren darin allerdings selektiv stark verkürzt worden, zudem wurden diejenigen Notizen Stumpfs, die die Dittmann'sche Sichtweise der Dinge besonders zu stützen schienen, durch Fettdruck deutlich hervorgehoben.⁹⁹ Der Reichstags-Untersuchungsausschuss verwarf diese Fassung der Stumpf-Tagebücher als wertend, und veröffentlichte die Tagebücher seinerseits noch einmal in kompletter, ungekürzter Fassung,¹⁰⁰ die dann in der zwölfbändigen Veröffentlichung der Arbeitsergebnisse des Ausschusses einen als Halbband ausgewiesenen Einzelband beanspruchte.¹⁰¹ Der Berliner Historiker und kommunistische MdR Arthur Rosenberg, bis 1933 Professor der Friedrich-Wilhelm-Universität, stellte 1928 in seinem Buch zur Entstehungsgeschichte der Weimarer Republik die Behauptungen Dittmanns in das richtige Licht. Rosenberg legte sachlich die Überlegungen im Vorfeld des geplanten Flottenvorstoßes dar und meinte, rein militärisch gesehen sei der deutsche Flottenvorstoß weder ein Abenteuer noch eine Todesfahrt gewesen, sondern ein sorgfältig geplantes Unternehmen, das bei geringen eigenen Verlusten dem Feinde erheblichen Schaden hätte tun können.¹⁰² Keineswegs habe der deutsche Flottenvorstoß irgendwelche abenteuerlichen Ziele gehabt, „die

Phantasien, die über das deutsche Flottenunternehmen in der sogenannten Dolchstoßliteratur“ zu finden seien, hätten „für die Geschichtswissenschaft kein Interesse“. ¹⁰³ Auch die schweren Vorwürfe, wonach die Admiralität die Reichsregierung nicht orientiert habe, seien, auch wenn es politisch zweckmäßig gewesen wäre, „wenn die Seekriegsleitung den Prinzen Max von ihren Absichten in Kenntnis gesetzt hätte“, nicht berechtigt, denn „eine Verpflichtung dazu bestand auch nach der Verfassungsänderung vom 28. Oktober nicht“, wie Rosenberg hervorhob und dann präziserte: „Nach dem parlamentarischen System kann die Regierung jederzeit die leitenden Offiziere absetzen, und sie kann ihnen den Gang der Operationen im Großen vorschreiben. Aber die Armee- und Flottenführer sind nicht verpflichtet, vor jedem einzelnen Unternehmen die Zivilregierung um Erlaubnis zu fragen.“ ¹⁰⁴ Rosenberg stellte fest, die Admiräle seien Ende Oktober weder Meuterer noch Abenteurer gewesen und hätten sich vom militärischen Standpunkt „vollkommen“ rechtfertigen können, denn während es Meuterei gewesen wäre, den U-Boot-Krieg gegen den Willen der Regierung fortzusetzen, habe demgegenüber die Hochseeflotte, solange noch Krieg war, auch Kampfhandlungen vornehmen dürfen, denn, so schloß Rosenberg lapidar: „Die Waffenstillstands- und Friedensverhandlungen konnten durch einen deutschen Flottenvorstoß nicht gestört werden. Die Entente setzte ja auch ihre Landoffensive ohne Rücksicht auf den kommenden Frieden täglich fort.“ ¹⁰⁵

In ähnlicher Weise rechtfertigte auch Ernst Rudolf Huber die Seekriegsleitung mit stichhaltiger Argumentations- und Beweiskette ¹⁰⁶ und verwies darauf, entgegengesetzte Thesen stützten sich nicht auf den Inhalt des Operationsbefehls, sondern auf eine Reihe außerhalb des Befehlsbereichs gefallener Meinungsäußerungen. ¹⁰⁷ Zu den die Revolten auf den Großschiffen auslösenden Gerüchten meinte Huber, da die Flottenführung den operativen Zweck des geplanten Vorstoßes nicht habe bekanntgeben können, sei es auch nicht möglich gewesen, den bei den auf Schillig Reede vor Wilhelmshaven versammelten Hochseestreitkräften umlaufenden Gerüchten von einer geplanten „Todesfahrt“ aufklärend entgegenzutreten, wobei die Gesamtumstände dafür sprächen, daß die Masse der Schiffsbesatzungen sich selbst unter den Bedingungen von Ende Oktober 1918 einem Vorstoß mit ersichtlich begrenztem Ziel und Wagnis, wie es im Operationsplan der Seekriegsleitung vorgesehen

gewesen sei, nicht widersetzt haben würde.¹⁰⁸ Die eigentlichen einleitenden Handlungen der späteren Revolutionsereignisse, das vielzitierte und von Dittmann dann geradezu schwärmerisch beschworene Löschen der Kessel und Verhindern des Ankerlichtens, fanden allerdings überhaupt nicht mehr zur Verhinderung des ursprünglich von der Seekriegsleitung geplanten Flottenvorstoßes in die Hoofden statt, da dieser zu dem Zeitpunkt, noch in der gleichen Nacht, 30. Oktober um 2 Uhr früh, auf Befehl von Admiral Hipper wegen der deutlich gewordenen fehlenden Bereitschaft von Teilen der Besatzungen bereits abgesagt worden war, wie Huber nachwies.¹⁰⁹ Das Flottenkommando hatte sich zu diesem Zeitpunkt, so Huber, zu einem begrenzten Vorstoß der als unbedingt zuverlässig angesehenen Torpedoboots-Verbände entschlossen, für die das I. Geschwader dann lediglich, ohne selbst einzugreifen, die rückwärtige Deckung hätte übernehmen und die sie auf deren Rückmarsch an der Grenze des deutschen Minengürtels hätte erwarten und aufnehmen sollen; erst dann, als in der Nacht vom 30. zum 31. Oktober das I. Geschwader mit diesem begrenzten Auftrag habe auslaufen sollen, sei es auf den Linienschiffen „Helgoland“ und „Thüringen“ zu aktivem Widerstand gekommen, hätten Heizer das Feuer gelöscht und Teile der Besatzungen das Lichten der Anker verhindert, wobei der Flottenchef allerdings unabhängig davon den Torpedoboots-Vorstoß wegen der widrigen Wetterverhältnisse da bereits schon wieder aufgegeben hatte.¹¹⁰ Der aktive Widerstand einzelner Schiffsbesatzungen, der die Novemberrevolution einleitete, habe sich also gar nicht, so Huber, „gegen den schon 24 Stunden vorher abgeblasenen Flottenvorstoß der Hochseeflotte“ gerichtet, sondern gegen einen „davon durchaus verschiedenen bloßen Deckungsauftrag des I. Geschwaders für einen Torpedoboots-Einsatz, der mit einer ‚Todesfahrt‘ auch keinerlei entfernte Ähnlichkeit hatte“.¹¹¹



1 Großes Torpedoboot SMS S169 in voller Fahrt.

"All the News That's
Fit to Print."

The New York Times.

EXTRA
6:30 A. M.

THE LATEST NEWS ***** NEW YORK, SATURDAY, MAY 8, 1915—TWENTY-FOUR PAGES. ONE CENT ADVANCE DELIVERY

LUSITANIA SUNK BY A SUBMARINE, PROBABLY 1,260 DEAD; TWICE TORPEDOED OFF IRISH COAST; SINKS IN 15 MINUTES; CAPT. TURNER SAVED, FROHMAN AND VANDERBILT MISSING; WASHINGTON BELIEVES THAT A GRAVE CRISIS IS AT HAND

SHOCKS THE PRESIDENT
Washington Deeply Stirred by the Loss of American Lives.

BULLETINS AT WHITE HOUSE
Wilson Reads Them Carefully, but is Silent on the Nation's Course.

HINTS OF CONGRESS CALL
Loss of Lusitania Results Firm Tone of One Final Message to Germany.

CAPITAL FULL OF RUMORS
Reports That Light Will be thrown upon recent Berlin attacks on American ships.

The Lost Cunard Steamship Lusitania
X Where the First Torpedo Struck. XX Where the Second Torpedo Struck.

SOME DEAD TAKEN ASHORE
Several Hundred Survivors at Queenstown and Kinsale.

STEWARDS TELL OF DISASTER
One Torpedo Crashes Into the Cleared Lane's Bow, Another Hits the Engine Room.

SHIP LISTS OVER TO PORT
Makes it Impossible to Lower Many Boats, Six Hundreds Must Make One Queue.

ATTACKED IN BROAD DAY
Passengers at Lusitania-Wrecking Has Been Given by Germans as First Step Toward War.

Only 650 Were Saved, Few Cabin Passengers
UP TO 1,260 DEAD, INCLUDING CAPT. TURNER, FROHMAN AND VANDERBILT MISSING. ABOUT 600 OF THOSE ATTACHED TO THE SHIP.

2 Frontseite der New York Times vom 8. Mai 1915.



3 U-35, Kommandant KptLt. Lothar von Arnauld de la Perière, im Mittelmeer, April 1917.



4 Großes Torpedoboot stößt durch die Linie, im Hintergrund ein Kreuzer der Kaiserlichen Marine, verm. Derfflinger-Klasse.



5 Aufständische Matrosen am 6. November 1918 in Wilhelmshaven vor dem Untersuchungsgefängnis an der Königstraße.

1.2 Der beargwöhnte Vorläufer: Die Brigade der Deck- und Unteroffiziere

Der amerikanische Marinehistoriker Keith Bird schrieb zum auslösenden Moment für die Aufstellung der drei Marinebrigaden: „Anders als ihre Vorgesetzten waren die jungen Offiziere und patriotischen Matrosen außer sich über ihre erzwungene Inaktivität und die gegen die Marinedisziplin verübten Schandtaten.“¹ Der Zusammenbruch von Verbänden des regulären Heeres bei dem erfolglosen Versuch, die Volksmarine-Division in Berlin im Dezember 1918 zu unterwerfen, habe diesen Männern, so Bird sinngemäß, eine Chance zum Zurückschlagen gegeben und zur Aufstellung von Freikorps, die die Marine repräsentierten, geführt.² Diese Darstellung beinhaltet zwei als Tatsachen angenommene, zwar nicht völlig falsche, so doch irreführende Verallgemeinerungen. Zum einen war das von Bird hier benannte Berliner Debakel der Lequis-Truppe auslösendes Ereignis unmittelbar nur im Zusammenhang der Aufstellung der ersten der drei späteren Marinebrigaden. Zum anderen liegt Bird falsch mit seiner unausgesprochen enthaltenen Annahme einer ideellen Gleichförmigkeit der drei Brigaden. Tatsächlich unterschied sich der erst nach der später erfolgten Aufstellung zweier weiterer Marinebrigaden rückwirkend auch als 1. Marinebrigade bezeichnete Verband in grundsätzlichen Punkten wesentlich von den beiden größeren und weitaus bekannteren Brigaden unter Führung von Hermann Ehrhardt und Wilfried von Loewenfeld.

Die zum Jahreswechsel 1918/19 als erste formierte Marinebrigade genoß bei Gustav Noske höchste Wertschätzung, sie war nach dem Umsturz die erste wirklich unmittelbar einsatzbereite und schlagkräftige militärische Formation zur Verfügung der Volksbeauftragten. Entstanden war die gegenüber den beiden etwas später aufgestellten Marinebrigaden deutlich kleinere Formation aus einer Initiative von Deck- und Unteroffizieren in Kiel. Einer der oft nur unzureichend beachteten, in seinen möglicherweise (mit) kriegsentscheidenden Auswirkungen unterschätzten internen Konflikte der Kaiserlichen Marine war der latente Gegensatz zwischen der Gruppe der Deckoffiziere und den in der Hierarchie über diesen stehenden Seeoffizieren gewesen. Bei den Deckoffizieren handelte es sich i. d. R. um fachlich sehr gut qualifizierte Techniker und Ingenieure o. ä., vergleichbar den heutigen Fachoffizieren. Die Deckoffiziere standen im Rah-

men ihrer täglichen Dienstpflichten an Bord in engem Kontakt zu fachlich meist ebenfalls versierten Unteroffizieren und den Mannschaften. Seeoffiziere bildeten demgegenüber die „eigentliche“ Offizierkaste der Marine, die sich auch räumlich an Bord wie an Land deutlich von den Deckoffizieren abgrenzte. Wie erwähnt, waren sehr viele der fähigsten Seeoffiziere im Verlaufe des Krieges zu den kleinteiligen Verbänden der Torpedoboot- und U-Boot-Flotten abkommandiert worden. Als Folge versahen insbesondere an Bord der Großschiffe in der zweiten Kriegshälfte in hoher Zahl charakterlich weniger fähige Offiziere mit unzureichender technischer Qualifikation und völlig unerfahrene Nachwuchsoffiziere den Dienst. Zu oft wurde versucht, intuitiv gespürte eigene Inkompetenz durch Arroganz zu kompensieren, die Spannungen zwischen den beiden Gruppen waren in der zweiten Kriegshälfte immens. Die Unzufriedenheit der Deckoffiziere hatte dann sogar Anteil am schließlichen Ausbrechen der Revolten in der Marine gehabt; in einer Monatsschrift für Seeoffiziere vom Frühjahr 1920 wurde dazu aus einem Artikel einer Zeitschrift des Bundes für Deckoffiziere zitiert, in dem, so die Seeoffiziere „der derzeitige ‚Stationschef‘ von Wilhelmshaven, der Obermaschinist Grunewald, mit dankenswerter Offenheit ausgesprochen“ habe, „daß die Revolution der Marine im November 1918 wohl kaum so erfolgreich hätte verlaufen können, wenn die persönlichen Wünsche der Deckoffiziere rechtzeitig erfüllt worden wären“.³ Wolfram Wette wies darauf hin, daß der maßgeblich von dem 1918/19 so aktiven Emil Alboldt⁴ im Jahre 1912 gegründete „Bund der Deckoffiziere“ bereits vor dem Kriege in Kontakt mit Gustav Noske gestanden hatte, welcher sich der Anliegen der Deckoffiziere als einer der wenigen Abgeordneten im Reichstag annahm. Die organisierten Deckoffiziere sahen demzufolge Noske und den linksliberalen Kieler Abgeordneten Dr. Wilhelm Struve als ihre Interessenvertreter an.⁵ An diese guten Kontakte konnte Noske dann in den chaotischen Tagen des November 1918 in Kiel anknüpfen und daher mit vielen Marinesoldaten sehr erfolgreich zusammenarbeiten. In einer Schrift des Kieler „Bundes der Deckoffiziere“ findet sich in dem Zusammenhang auch eine Anmerkung zur Genese der Berliner „Volksmarine-Division“, wonach die „Überradikalen der Marinegarnison“ schon wenige Wochen nach Ausbruch der Revolution, nachdem es in Kiel bereits frühzeitig gelungen sei, „einigermaßen Ruhe und Ordnung herzustellen“, eingesehen hätten, daß dort „infolge des festen Zusammenschlusses der Deckoffiziere und älteren Unteroffiziere für sie kein

Weizen mehr blühen dürfte“.⁶ Mit der Folge, so die Deckoffiziere, daß diese sich daher namentlich nach Berlin begaben, „um dort gemeinsam mit in Marineuniform gesteckten radikalen Elementen die Volksmarinedivision zu bilden, die als die zuverlässigste Truppe der Spartakisten galt“.⁷ Die dringende Notwendigkeit der Neuformierung eines zuverlässigen bewaffneten Instruments für die Regierung zur Durchsetzung ihrer Autorität war erst mit dem Berliner Debakel von General Lequis kurz vor Weihnachten 1918 in aller Deutlichkeit zu Tage getreten. In Berlin war durch die Volksmarinedivision aus Sicht der Gegenseite der Name der Marine erneut schwer belastet worden.



6 Maschinengewehrposten der Volksmarinedivision vor dem Berliner Schloss.

Andererseits hatte sich das Heer in Gestalt von General Lequis blamiert, wie die Deckoffiziere deutlich genug feststellten: „Aber diese Truppe versagte, der Angriff gegen die Aufständischen mißlang, das Korps Lequis war nicht mehr zusammenzuhalten. [...] In diesem Augenblick entsann sich Noske seiner Kieler Tage und des Verhaltens des Deckoffizierkorps.“⁸ Tatsächlich war die Initiative zur Formierung der Marinebrigade auch nicht in erster Linie von Noske selbst ausgegangen, sie war vielmehr von den aufgebracht

und Deckoffizieren aus Kiel an Noske herangetragen worden. Nicht zuletzt sah man eine Chance, gegenüber den selbstgerecht auf die vermeintlichen Versager von der Marine herabsehenden Heeresoffizieren aus der Rolle der Parias herauszukommen, und dabei sowohl den Makel auf dem Namen der Marine wie auch die Blamage des Heeres auszuwetzen. Nach der erwähnten Darstellung des Kieler Deckoffizierbundes würde dazu auch noch das Motiv einer eher persönlich bestimmten Abrechnung mit der Volksmarinedivision zu rechnen sein. Wie aus der erwähnten Aussage des von den Seeoffizieren mit verhaltenem Spott als „Obermaschinist“ angeführten, kurzzeitigen Wilhelmshavener Stationschefs Grunewald zu schließen ist, ließe sich zudem auch noch die Vermutung anführen für unterschwellig wirkende Selbstzweifel infolge des im Raum stehenden Vorwurfs einer Mitschuld der Deckoffiziere an der Eskalation der Revolten des Herbst 1918 auf den Großschiffen durch selbstsüchtige Verweigerung im unpassendsten Moment. Demnach wäre, ähnlich wie bei vielen Seeoffizieren, auch bei Deckoffizieren ein uneingestandes Bestreben einzurechnen, etwas „gutmachen“ zu wollen dadurch, daß man sich nun, nachdem die Lage binnen kürzester Zeit derart verheerend außer Kontrolle geraten war, der bedrängten Regierung so bereitwillig für den bewaffneten Einsatz im Lande zur Verfügung stellte.

Diese erste Formation aus Marinefreiwilligen, die Gustav Noske unter tätiger Hilfe der Vorsitzenden der neu konstituierten Kieler Unteroffiziervereinigung, Hirschmann, und der Deckoffiziervereinigung, Alboldt, als Marinebrigade aufstellen ließ, wurde im Lande vor allem bekannt unter der Bezeichnung „Eiserne Brigade“ oder auch (irrtümlich) „Eiserne Division“.⁹ Die Brigade war ein Projekt von Unteroffizieren, Deckoffizieren und Mannschaftsdienstgraden, Seeoffiziere spielten in ihr zu keinem Zeitpunkt irgendeine nennenswerte Rolle und waren bis auf sehr wenige Ausnahmen auch unerwünscht. Eine Schlüsselfigur bei der Aufstellung der Truppe war der Kieler Vorsitzende der Deckoffizier-Vereinigung, Emil Alboldt, der mit Gustav Noske bereits aus der Vorkriegszeit gut bekannt war. Der spätere erste Bundesvorsitzende der Deckoffiziere bemühte sich in Kiel nach der auf die eigene Anregung ergangenen, dringenden Anforderung Noskes um die Aufstellung der Freiwilligentruppe zur Unterstützung der Berliner Regierung. Den Freiwilligen wurde die Entscheidung über die eigenen Vorgesetzten bereitwillig zugestanden. Seitens